LETZTER HYPE

VIERZEHN
SCHNEEGLÖCKCHEN 2010

INHALT

Impressum	2
Intro	3
1/3 Schnaps – 2/3 Bier	4
Fick die Uni!	5
Hören und Schmecken	6
Was tun? - Teil III der Reihe von Gernot Riesenkäfer	9
Der Räuber im Gendarmen	10
Bekenntnisse eines jungen Lohnarbeiters	12
Stellungnahme des ak47	14
Soviel kann ich sagen, ich kann es dir nicht sagen	16
Die iranischen Angelegenheiten	18
Thesen zur Radikalität	21
Wenn sie nur noch tanzen können, ist das keine Revolution	22
„Ihr aber seht und sagt: Warum? Aber ich träume und sage: Warum nicht?“	24
10 Thesen zum Wert der Arroganz	25
Über den richtigen Gebrauch der Städte und der Worte	26
Was man alles nicht darf	28
Linksradikalismus und Fußball	30
Antifa oder Antifaschismus?	32
Von der Ideologie der Kritischen Theorie	34
Horoskop	36
Malen nach Zahlen	36

IMPRESSUM

verantwortlich nach dem bayerischen pressegesetz:

jörg finkenberger, rainer bakonyi, benjamin böhm c/o redaktion letzter hype, scherenbergstraße 3, würzburg

Titelbild: http://www.flickr.com/photos/baerchen57/3322518061/

Ein dreifaches Oi und herzlich willkommen zur Schneeglöckchenausgabe des Letzten Hypes. Seit unserer letzten Ausgabe ist in Würzburg bestimmt sehr viel passiert. Nur werden sie hier davon nichts lesen. Und auch wenn noch so viele StudentInnen „Würzburg brennt!“ rufen: Ein Feuer habe ich noch nicht gesehen.

„Gähnende Langeweile, dies ist der Boden, auf dem Punkrock entstand!“ Ein Zitat, das ich irgend woher aufgeschnappt habe. Ich bin mir aber sicher, dass auf dem Boden der gähnenden Langeweile auch die Meerscheinchenzucht entstanden ist. Mit Schlonzo dem Geachteten in einem Hasenkostüm und einer ungenierten Schwäbin machte ich mich doch im Herbst tatsächlich nach Veitshöchheim auf, um eine Meerschweinchenschau zu besuchen. Fragen sie mich nicht warum, höchstwahrscheinlich wegen dieser gähnenden Langeweile. Ich habe mich nie für Meerschweinchen interessiert, und tue es auch jetzt nicht. Wie verdammt noch mal kann es sein, dass ich bei einer Tombola, in der die Gewinnchance angeblich 50/50 beträgt, fünf mal hintereinander die Niete ziehe? Wenigstens habe ich dann beim sechsten Male einen Schwimmreifen gewonnen. Wussten sie eigentlich, dass Meerschweinchen einen Stopfdarm besitzen? Sie müssen ununterbrochen Fressen, und wenn einmal das Futter ausbleibt, dann bilden sich Blähungen, die über Tage anhalten und sehr schmerzhaft für die Tierchen sind. Ich stelle mir das so vor wie eine Überdosis Sojasteaks im menschlichen Magen. Oder in meinem zumindest.

Bei dieser Ausstellung hing auch ein Grußwort des Bürgermeisters, der davon berichtete, dass Touristen sich an den Gardasee erinnert fühlen, wenn sie in Veitshöchheim am Main spazieren gehen. Ich war zwar noch nie am Gardasee, aber ich glaube jetzt weiß ich, dass ich dort niemals hin will.

Soviel zu den Meerschweinchen. Ein Vogelo hat mir erzählt, dass angeblich Jojo Schulz in Zukunft das AKW-Gelände als Zweigstelle der Posthalle nutzen darf. Wurden da die geheimen Begehren des Jojo S. Am Ende doch noch wahr? Erst brennt man das Dorf nieder, nach dem Bürgerkrieg reitet man auf einem Maulesel wieder in das zerstörte Kaff und will als Held gefeiert werden? Zum Glück wissen noch ein paar Menschen, wer sich da als Retter darstellen wird, und werfen hoffentlich statt Rosenblüten faule Früchte.

Und ich habe nicht die geringste Ahnung, was diese Anekdote mit der kommenden Ausgabe zu tun haben soll. Aber irgendwer muss ja ein Intro schreiben. Also zumindest ich wäre enttäuscht, wenn es keines gäbe. Jörg Finkenberger glaube ich wäre ganz froh, wenn man das Intro weglassen würde. Den gefallen werde ich ihm nicht tun. Nie!

Für immer Ihr

Hunter S. Heumann

letzterhieb.blogsport.de
www.myspace.com/derletztehype
letzterhieb@gmx.de

Adam B.[1] / 27 ist stolzer Verursacher von Kotze, Kot und Urin in der Würzburger Innenstadt entschloss sich kurzfristig für ein Interview mit dem Letzten Hype. Adam B. studiert Soziale Arbeit an der FH Würzburg und sieht seine Taten als eine bittere Notwendigkeit. Das riecht nach Konflikt. Seit drei Monaten mobilisiert die „Bürgerinitiative Würzburger Altstadt" (BIWA), angeführt von dem Waffenladeninhaber Snickers – gegen die Verschmutzung und Eigentumsbeschädigungen, die in frühen Morgenstunden von Feiernden ausgehen.

F: Als Verursacher von Dreck und Lärm agieren Sie bereits seit geraumer Zeit. Was veranlasst Sie in die letzten Ecken der Innenstadt ihren Urin abzugeben, den eben eingeschmissenen Döner wieder loszuwerden oder dem Waffenhändler Snickers ein Präsent zu hinterlassen?

A: Was muss, das muss. Was raus muss erst recht. Wo wenn nicht hier, wann wenn nicht jetzt oder wieso erst jetzt? Das hätte schon viel früher passieren müssen. Ich sehe das als Akt zivilen Ungehorsams, gegen das Würzburger Spießbürgertum und im Speziellen das Urinieren an Geschäften eines Waffenhändlers als antimilitaristische Praxis.

F: Ihrer Antwort zu entnehmen sind sie ein politischer Mensch. Wieso vollenden Sie gerade ihre Taten bei Nacht und Nebel und hinterlassen keine Hinweise oder Forderungen?

A: Nein, ich würde mich nicht als politischen Mensch betrachten. Politik betreibt eben gerade die Bürgerinitiative. Ich hingegen bekämpfe nicht Wasser mit Wasser sondern mit Feuer. Politik ist eben nicht mit Politik zu bekämpfen. Aus diesem Grund hinterlasse ich auch keine Hinweise oder Forderungen, da die Tat einzig und allein für sich spricht.

F: Wie kann denn der Otto-Normal-Verbraucher erkennen, dass es sich bei der Kotze nicht um herkömmliche Kotze handelt, sondern um eine Art des Protests. Spricht man dann von einer Protest-Kotze?

A: Das soll er doch im ersten Moment gar nicht. Die meisten werden jetzt denken, es ist doch gar nicht so schwer so zu kotzen als ob man vom feiern käme, aber in Wirklichkeit habe ich fast ein halbes Jahr gebraucht bis ich die richtige Mixtur gefunden habe, die es mir ermöglicht die Kotze genauso aussehen zu lassen. Erfahrungsgemäß ist es wichtig, den Döner schnell in großen Happen zu essen, damit die Brocken, die ja später wieder raus sollen, möglichst groß bleiben. Diese Technik musste ich mir durch stundenlange Beobachtungen von Betrunkenen aneignen. Mittlerweile läuft es ganz gut.

F: Das Aussehen scheint eine große Rolle einzunehmen, aber wie bekommen Sie es denn so hin, damit das Erbrochene auch echtheitsgemäß riecht?

A: Dazu habe ich nach langem probieren die richtige Mischung gefunden. Ein drittel Schnaps, zwei drittel Bier (diese Mischung riecht ganz toll). Aber nicht nur der Duft ist ausschlaggebend für den Erfolg, sondern auch das Umrühren wie es beim Tanzen in der Disco geschieht. Dazu schlage ich kurz vor, dem eigentlichen Kotzakt schnell fünf Purzelbäume hintereinander um mir dann den Finger in den Hals zu stecken. Das ist ein wichtiger Faktor der selten beachtet wird.

F: Die Sperrstunde macht die BIWA zu ihrem Hauptthema. Wie gehen sie mit dieser Problematik um? Es scheint so, als beträfe sie diese gar nicht bzw. Sie machen diese nicht zu Ihrem Hauptanliegen.

A: Die Sperrstunde geht mir links am Arsch vorbei. Pinkeln und Kotzen kann ich so oder so. Doch wenn die Sperrstunde eintreten sollte, werde ich wesentlich mehr zu tun haben, da unwissentliche Unterstützter in Form von betrunkenen Feiernden wegfallen würden und ich deren Arbeit auch noch übernehmen müsste. Dazu trainiere ich jetzt schon dreimal die Woche um für den Ernstfall gerüstet zu sein. Das zerrt zwar ganz schön an der Substanz, aber um das Notwendige zu tun muss man manchmal Opfer bringen.

F: Sie sprechen gerade so, als ob Sie in ihren Aktionen stets alleine zu gegen sind.

A: Ich arbeite generell alleine. Nehme aber einmal im Monat mit anderen Aktiven an einem Treffen teil um Methoden und Erfahrungen auszutauschen.

F: Vielen Dank! Noch ein letztes Wort an unsere LeserInnen?

A: Lasst uns pinkeln, lasst uns kotzen und dreimal von oben auf Würzburg rotzen!

Das Interview führten Asok und Karl von Medina

1 Name von der Redaktion geändert

An die Studenten

Wollt ihr euch jetzt endlich eurer Haut wehren, oder nicht? Oder wollt ihr uns das Schauspiel, dass ihr uns schon im „besetzten“ Hörsaal geboten habt, noch länger bieten?

Habt ihr kein Gefühl dafür, wie sehr ihr euch zu Deppen gemacht habt? Habt ihr nicht so viel Klarsicht und Verstand, um zu begreifen, wie lächerlich eure Aktionen, eure Forderungen, euer ganzes hervorragendes demokratisches Bewusstsein sind, wenn man sie vergleicht mit dem Leben, das ihr führt, und das ihr führen werdet?

Sogar mein Zorn auf eure wahrhaft kindischen Manifestationen beleidigt euch; ist es vielleicht, weil ihr nicht lernen könnt? Ihr fühlt euch in euren besten Absichten böswillig falsch verstanden: habt ihr nie gelernt, dass es auf die gute Absicht nicht ankommt, und könnt ihr nicht erfassen, was abzüglich der guten Absicht, die ich euch nicht abnehme, von euren Aktionen übrigbleibt?

Einen Hörsaal „besetzt“ man nicht so, wie ihr es tut. Etwas zu besetzen, was einem nicht gehört, ist ein bisschen schwieriger. Manche wissen das, ihr nicht. Ihr wolltet gerne etwas wichtiger und radikaler aussehen, als ihr zu sein glaubtet. Gleichzeitig habt ihr euch darauf verlassen, dass ihr harmlos genug seid, um nicht wirklich rausgeworfen zu werden. Das falsche Spiel ging nicht gut auf.

Ihr habt es nicht drauf ankommen lassen. War es euch etwa gar nicht ernst? Euer leisetreterisches Geheule um den Dialog mit dem Herrn Präsidenten zeigt mir, dass ihr ganz einfach nur ernst genommen werden wolltet. Weil ihr nicht begriffen habt, dass ihr nicht ernst genommen werden könnt. Es gibt nämlich keinen Grund, warum jemand einen Studenten ernst nehmen sollte.

Studenten sind fleissig, eifrig, nehmen unglaubliche Entbehrungen hin, verheimlichen ihre Depressionen und setzen sich ein Gesicht auf, als ob sie glücklich und voller Mut und Dankbarkeit ihrer Zukunft entgegensehen, die doch sicher - darauf vertrauen sie ganz fest - nur Gutes für sie bereithält, denn sind sie nicht die Auserkorenen ihrer Nation? Sind sie nicht, wenn nicht die Besten der Besten, so doch der Produktionsfaktor der Zukunft? Hat das nicht der Bundespräsident versichert? Glaubt man ihm etwa nicht?

So benimmt sich ein Mensch, dem man alles einreden kann. Und das tut man auch. Alle Welt lacht über die Studenten. Und ihr wolltet ernst genommen werden, solange ihr noch die Rolle von Studenten spielt? Solange ihr es tut, werdet ihr die Hand nicht beissen, die euch füttert. Bevor ihr nicht aufhört, Studenten zu sein, wird euch niemand ernst nehmen. Aber niemals wird ein Student den Schlauch kappen, aus dem er die Bedeutung zieht, die seinem objektiv elenden Leben allein einen Sinn gibt. Denn irgendwozu muss das doch alles gut sein.

Eher rebellieren die Katholiken gegen den Papst, als die Studenten gegen die Uni.

Und deswegen werdet ihr euch nach dem, was Uni und Staat euch vorgeben, zu richten haben. „Die Studenten können gegen nichts rebellieren, wenn sie nicht gegen ihre Studien rebellieren“. Wenn ihr das System der Mühsal, für das ihr auch noch Geld zahlt, los werden wollt, müsst ihr es anders anfangen. Solange ihr das nicht tut, werden jedenfalls wir euch im Stich lassen, denn unsere Sache betreibt ihr nicht.

Von Evi Schmitt

Hunter S. Heumann präsentiert Ihnen:

Die Charts

diesmal: die interessantesten Religionen

1. Jediismus („Die Macht ist stark in dir, junger Skywalker!“)
2. Die Lehre des unsichtbaren rosafarbenen Einhorns (verehrt wird eine Göttin in Einhorngestalt, die unsichtbar, aber dennoch rosa ist und Pizza mit Schinken und Ananas mag)
3. Intelligent Falling (Objekte werden nicht aufgrund der Gravitationskraft am Boden gehalten, sondern von einer geheimnisvollen Macht nach unten gedrückt)
4. Kirche des fliegendes Spaghettimonsters (Verehrt wird ein fliegendes Spaghettimonster, und nach dem Tod erwartet die Gläubigen ein Biervulkan)
5. Iglesia Maradoniana (Gott ist Diego Maradona, dessen Geburtstag, der 30. Oktober, als „Weihnachten“ bezeichnet wird)

Hören und Schmecken

Die Seite für moderne Kultur

Heute: Die In- und Retrospektive Kochkolumne

Ja. Aua! Der Herr Redakteur hat einen Kater. Halt wirklich; ja, und er hat einen lichten Moment – zumindest kurz gehabt. Weil: Gestern Nacht ist er dem ehrwürdigen Vater, Kardinal Ratz- äh seiner Merkwürden, Johannespaul Zwo; nein! Dem Benedikt bin ich über den Weg gelaufen. Der hatte seinen rubinroten Ring verloren gehabt und forderte das dumme Ding im (sehr) kurzen Stewardessenkleidchen auf, sich an der Suche zu beteiligen. „Bück dich...“ „Aber ihro Durchlaucht“ hob ich an. „Hier geht doch alles durcheinander“. Nun, da stand ich also zwischen den Herren Damen und den strammen Marinefrolleins im mindestens vier Konfektionsgrößen zu klein ausgefallenen Militärstewardessenfummel mitten im Tuntenball, ein Servierblech mit Pizza in der Hand. Die geschätzten beiden Kollegen an meiner Seite hatte es nicht besser getroffen.

Warum bloß bin ich nicht in der geliebten Redaktionsstube unten im Keller vom unvollendeten Hotelturm geblieben??? Faul auf meinen günstig erworbenen Drehstuhl gefläzt und dem guten Finkenberger zugeschaut wie er laut kichernd dümmliche Leserkommentare zu seinen eigenen Artikeln verfasst, um sie sodann mit wichtiger Miene zu beantworten. Warum? Zum Teuf...

Doch als ich so gedankenverloren an meiner Pizzaundchilliverkaufsstation stand, trat der Heilige Vater auf mich zu – und ich hatte jenen vorhin erwähnten hellen Moment. Der bayerische Papst hat das im Trubel natürlich gar nicht mitbekommen, der wollte sich lediglich hinter mir vorbei zwängen, um in die ausschließlich dem Personal vorbehaltenen Gemächer zu eilen. „Es ist ja alles gar nicht wahr, bloß eine Geschichte, ganz und gar fiktiv.“ Dies in etwa war der Kerngehalt des letzten klaren Gedankens bevor ich dann doch auf das schon seit längerem bestehende Angebot des Herren Kollegen zurück kam und die mir dargebotene Flasche Augustinerbräu in einem tiefen Zug in mich hinein leerte.

Mit schmerzendem Kopf und großem Durst überquere ich am Berliner Ring die Nürnberger Straße; die Aktentasche in der Hand strebe ich dem Kellerloch, also dem Büro der Kultur- und Politikredaktionen (aus Einsparungsgründen in einem noch unausgebauten Kellerraum untergebracht) entgegen, wo ich statt eines Konterbieres einen gut gelagerten schottischen Whiskey als Antikatermedikament zu mir zu nehmen gedenke. Ja, der Hotelturm und seine Schätze! Seit der Chef in einem Geniestreich den Turm für einen Euro gekauft hat, sitzt er in einem provisorisch eingerichteten, dafür aber riesigen Büroraum mit Panoramablick auf Residenz, Dom, Festung und Käppele und zählt die unten durchfahrenden Güterzüge. Die Evi Schmitt kocht ihm immer Kaffee, damit ihre besserwisserischen Kommentare auch stets ungeändert abgedruckt werden und der Heumann bringt die Semmeln und erklärt geduldig die neuesten Finessen des Redaktionshauptrechners. Blöderweise hat es im ganzen Turm keinen einzigen Aufzug, sondern lediglich die Bautreppe und so macht es dem Chef noch mehr Spaß, mich wegen eines ihm von der Tendenz her missliebigen Artikels persönlich hoch zu zitieren. Ansonsten haben der Finkenberger und ich aber unsere Ruhe und es ist schön behaglich warm hier unten – die richtige Trinktemperatur für meinen Whiskey!

„Drei mal den Burger, zweimal mit Pommes und dann noch mal Fritten, aber bloß rot und, ja, auf den Soloburger dürfen keine Zwiebel.“ „Kommen doch sowieso keine drauf. Hey, bleib da, die Schnitzel sind gleich fertig – hau doch den Salat schon mal raus!“ Die Bestellleiste ist voller Bons, der Spülberg wächst ins Unermessliche, in zehn Minuten beginnt der Tatort und ich stehe dort, wo ich im echten Leben fast immer und ganz sicher jeden zweiten Sonntag stehe: Am Herd. Mein Kater wird nicht besser, an ein Bier oder gar einen Whisky (schottisch, irisch oder aus den USA; steht alles friedlich beisammen am Tresen) ist nicht zu denken; morgen ist Montag, montags haben beide Läden, in denen ich an Herd und Ofen werkele, für gewöhnlich geschlossen, doch am morgigen Rosenmontag ist hier Eurodance und „Ja, die Küche ist regulär geöffnet.“

Es gibt gar keine Redaktion, keinen Heumann, keine Evi, keinen Finkenberger – und eine Zeitung, die mich als leitenden Kulturredaktör arbeiten ließe, wäre in der Welt, die wir als einzig wahre kennen, der fröhlichen Warenwelt nämlich, längst bankerotte und noch toter als die Frankfurter Rundschau und das Mitgliederheft der SPD zusammen. Das Heft, das beinahe auf den wunderschönen Namen ANTIFAINFOMAG getauft worden wäre, lediglich eine Ausgabe unter der stolzen Aufschrift „Letzter Hieb“ erlebte und nun als „HYPE“ sein Unwesen treibt, ist schiere Illusion. Wozu auch sollte es existieren? Das akw!-info (das gab es mal vor Jahrzehnten, da war ich mal tatsächlich Redakteur) hat immerhin Werbung für das AKW gemacht, ganz wie sich das gehört. Da Politik eine Sparte im

vielfältigen Angebot dieses Lokals darstellte, wurde ein gehöriger Teil des Heftes mit politisiertem Zeug vollgepackt und die Kochkolumne machte Werbung für den Vegetarismus und damit für die vegetarische Küche des AKW. Meine Arbeit an den Texten wurde mit dem gleichen schlechten Lohn wie jede andere Arbeit bezahlt und diente – als Werbung – dem „Erhalt des Standorts“. Gäbe es den HYPE, er wäre völlig widersinnig: Die Politisiererei nähme sich selber ernst und denunzierte dabei doch stets das Elend des Politikantentums; die Kritik träte im Gewand des Kritisierten[1] auf und bemerkte es noch nicht einmal. Der Versuch, die zerrissenen Teile des Ganzen welche etwa unter „Kultur“, „Kunst“, „Politik“, „Wissenschaft“ und „Ökonomie“ rubriziert sind in der Kritik wieder zu einen, fände ausgerechnet in der albernen Gestalt einer Kochkolumne statt.

Der Tatort läuft, die Gäste sind versorgt, ich trage mal den Geschirrberg ab und wische Herd und Arbeitsflächen. Der gute Kollege vom Service kommt auf ein Schwätzchen kurz in die Küche, doch entschwindet er bald wieder; ich summe ein Liedchen aus der Hand des guten Franz Schubert:

Auf dem Wasser zu singen[2]

Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen
Gleitet wie Schwäne der wankende Kahn;
Ach, auf der Freude sanftschimmernden Wellen
Gleitet die Seele dahin wie der Kahn;
Denn von dem Himmel herab auf die Wellen
Tanzet das Abendrot rund um den Kahn.

Über den Wipfeln des westlichen Haines
Winket uns freundlich der rötliche Schein;
Unter den Zweigen des östlichen Haines
Säuselt der Kalmus im rötlichen Schein;
Freude des Himmels und Ruhe des Haines
Atmet die Seel im errötenden Schein.

Ach, es entschwindet mit traurigem Flügel
Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.
Morgen entschwinde mit schimmerndem Flügel
Wieder wie gestern und heute die Zeit,
Bis ich auf höherem strahlenden Flügel
Selber entschwinde der wechselnden Zeit.

Tja, die Christen fasten nun volle vierzig Tage und sind schrecklich mißgelaunt weil ihr Heiland vor etwa zweitausend Jahren umgebracht worden sei – was zwar irgendwie die Welt gerettet hat, aber anscheinend doch nicht gut war. Sei's drum, heute wissen die lieben Kleinen ja eh' nicht mehr weshalb eigentlich am Aschermittwoch so was hübsches wie Vergnügungsverbot herrscht und mir dient das sowieso lediglich als Vorwand endlich mal Fisch und anderes Meeresgetier auf den Teller zu bringen. Fisch gilt als Fastenspeise, die spinnen die Christen...

Cous-Cous mit dreierlei Fisch und Meeresfrüchten

Ein bis zwei **Meerbarben**, einen **Wolfsbarsch** und einige kleinere **Sardinen** (zusammen so um die 1½kg. Fisch) filetieren, die Karkassen für einen Fischfond aufheben; von vier **Kaisergarnelen** den Schwanz vom Kopfteil abdrehen, den Panzer aufbiegen und das Fleisch vorsichtig herausziehen, danach längs des Rückens aufschneiden und den Darm entfernen. Kopfteil und Schale ebenfalls für den Fond zurücklegen. Zwei Dutzend **Miesmuscheln** sorgfältig waschen. Ein Pfund **Tomaten** kreuzweise einschneiden, kurz in kochendes Wasser geben und schälen; das Fruchtfleisch sehr klein würfeln, zwei bis drei **Selleriestangen** fein schneiden, zwei **rote Zwiebeln** fein würfeln, vier Zehen **Knoblauch** pressen, ein halbes Bund **Glattpetersilie** fein wiegen. Nun in einem großen Topf **Olivenöl** erhitzen und die Zwiebeln und den Sellerie andünsten, nach kurzer Zeit Hitze reduzieren, Knoblauch und Petersilie dazu geben, nun die Tomaten zugeben und aufkochen. Die Fischabschnitte (ohne Kiemen und Eingeweide) und die Kopfteile der Garnelen unterrühren und nach und nach 1½l Wasser zugießen. Mit Salz und Pfeffer sehr kräftig abschmecken, in einem Teebeutel einige Lorbeerblätter und etwas Zimtrinde sowie einige Nelken mit kochen lassen. Nach einer halben Stunde den Sud erst durch ein grobes und dann durch ein Haarsieb geben. Etwa einen Liter der Suppe zurück in den Topf geben und zugedeckt leicht köcheln lassen, den Rest für das Garen der Fische verwenden. 400g Cous-Cous in eine Schüssel geben. In zwei Tassen der Brühe ein Döschen Safran auflösen, etwas Butter dazu geben und gründlich mit dem Cous-Cous vermischen, diesen nun in einem Einsatzsieb über die Fischsuppe hängen und regelmäßig mit einer Gabel lockern. Nach etwa zehn Minuten das Cous-Cous auf einem sauberen großen Küchentuch ausbreiten, dieses zusammenrollen und wieder ausbreiten, danach wieder in das Sieb geben und weitere 10-15 Minuten dämpfen. Währenddessen in einer großen, tiefen Pfanne den zurückbelassenen Fischsud aufkochen und wieder etwas abkühlen lassen (soll ganz knapp unter der Siedetemperatur sein), etwas **Zitronensaft** dazu geben und die Fischfilets darin garen, dabei erst die größeren und nach und nach die kleineren zugeben(Größere Filetstücke 12-15min, kleinere 8-10min). Gleichzeitig die Muscheln in Salzwasser mit etwas **Weißwein** ca. zehn Minuten kochen, bis sich alle geöffnet haben (Muscheln die sich nicht geöffnet haben wegwerfen). Die Garnelen in Olivenöl mit etwas Knoblauch und Ingwer anbraten. Das Sieb mit dem Cous-Cous von der Brühe nehmen und diese mit etwas Cayennepfeffer würzen und mit Butter binden und einkochen lassen. Nun die zweite Hälfte der Glattpetersilie und ½ rote Paprika hacken. Auf einer großen heißen Platte das Cous-Cous ausbreiten, die Soße angießen und die Fische, die Garnelen und die Muscheln darauf anrichten, mit der Petersilie und den Paprikastückchen bestreuen.

Dazu passen Salate, Muhamara und Tahine, Fladenbrot ist kein Schaden und mit einem guten Arrak vorneweg und einem sizilianischen Marsala dazu werdet ihr auch schön betrunken; mit Baklava und Mokka als Abschluss seid ihr wieder fit für das nächtliche Hinwegsetzen über Sperrstunde und Tanzverbot...

Für immer ihr ergebenster

Rainer Bakonyi

---

1 Für die Eingeweihten: Die „die Kritik der Disco ist eine disco“ Party eines gewissen Vereins ist ein überaus amüsantes Beispiel des hier Gemeinten.

2 Text von einem gewissen Friedrich Leopold zu Stolberg: Lied auf dem Wasser zu singen, für meine Agnes

WAS TUN? - TEIL III DER REIHE VON GERNOT RIESENKÄFER

Wie man die Menschen für seine Sache gewinnt, zweiter Teil

Was kann man noch tun, um die Leute für seine Sache zu gewinnen? Vor allem wichtig ist die Organisation. Jeder weiss, dass wir nur zusammen stark sind.

Sammele nur zunächst die dir am meisten nahe stehenden in einer Gruppe! Oder tritt einer Gruppe bei, die es schon gibt. Sucht euch einen tollen Namen, der sich dann abkürzen lässt, so dass die Abkürzung auch noch ein Wort ergibt. Keine Sorge, wenn das Wort keinen Sinn ergibt, so machen sie das in der Werbung auch; das nennt man Markenname, es muss keinen Sinn ergeben, es muss nur gut klingen, wiedererkennbar sein und eure Gruppe abheben von den ganzen anderen Gruppen. Es muss die ganze Individualität eurer Gruppe zum Ausdruck bringen! Der Name in Langform muss ausführlich zeigen, wie klug ihr seid, und die Abkürzung, wie cool ihr seid.

Mach dir auch keine Sorge, wenn auch der Name in Langfassung nicht wirklich einen Sinn ergibt! Das ist nicht ganz so wichtig, ein Name ist nur ein Name, und immerhin klingt, wenn ihr umsichtig vorgegangen seid, die Abkürzburg gut.

Nunmehr habt ihr die besten Voraussetzungen, auf dem Markt der Gruppen, Tendenzen und Meinungen gut zur Geltung zu kommen. Es fehlt nur noch der Inhalt, mit dem wir diese Form jetzt füllen müssen.

Deshalb schreiben wir als nächstes ein Selbstverständnis. Da soll genau drinstehen, wofür ihr seid und wogegen, und wie ihr eure Ziele erreichend wollt. Das ist wichtig, ungefähr so wie das Grundsatzprogramm einer Partei. Denn die Menschen werden euch nur unterstützen, wenn sie eure Ziele kennen und wissen, dass sie euch vertrauen können. Es gibt ein paar Sachen, die man dabei beachten muss.

Schreibt z.B. auf jeden Fall, dass ihr gegen Sexismus seid!! Das ist wichtig, dieses Thema wird nämlich oft vergessen. Auch wenn ihr, wie das meistens der Fall ist, fast ganz oder nur Männer in der Gruppe habt, und auch wenn ihr nicht genau wisst, was Sexismus ist: schreibt es trotzdem! Es sieht nämlich sonst ganz einfach unmöglich aus. Denn der Sexismus ist ein Teil dieses Systems, und wer gegen das System ist, ist auch gegen den Sexismus. Also erwähnt ihn, dann habt ihr das Thema auch abgedeckt. Und so macht man es bei den anderen Themen auch.

Und es ist wichtig, möglichst viele Themen abzudecken! Denn nur dann kann man auch viele verschiedene Menschen ansprechen, denn die Menschen sehen oft nur einen Teilaspekt des ganzen, und nicht das ganze selbst, und müssen erst langsam hingeführt werden. Keine Angst, wenn euch das alles selbst ein wenig zusammenhanglos erscheint! Euer Selbstverständnis wird so ein genaues Abbild des grossen Bündnisses zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Kräften, das ihr ja anstrebt.

Keine Sorge, wenn ihr feststellt, dass die meisten Leute eure Ansicht über viele Dinge nicht teilen. Es gibt zum Glück sichere Themen, wie z.B. Nazis, oder Frieden, wo man sich sehr gut profilieren kann! Man muss dabei nur darauf achten, die Menschen nicht mit Ansichten zu erschrecken, die ihnen zu extrem sind. Der beste Weg, sich hier unterscheidbar und profiliert zu präsentieren, ist es, Positionen zu vertreten, die auf die Menschen abgestimmt und ihnen bereits bekannt sind, und die sie für richtig halten.

Man sollte so eine Haltung nicht mit Opportunismus verwechseln! Niemand will einer Gruppe angehören, die als opportunistisch gilt. Deshalb ist es wichtig, in langen und grundsätzlichen internen Debatten die eigene Position genau zu erörtern und weiterzuentwickeln. Denn es ist auch für das standing der Gruppe nach aussen wichtig, dass sie mit einer Stimme sprechen kann. Es sollte deswegen die Meinung, die die Gruppe vertritt, durch lange Debatten genau geklärt werden!

Dass niemand ausserhalb der Gruppe diese Debatten verstehen wird, ist dabei völlig zweitrangig. Denn niemand ausserhalb der Gruppe wird auch die internen Prozesse innerhalb der Gruppe kennen oder verstehen können, die es mit sich bringen, dass inhaltliche Debatten oft mit persönlichen Rivalitäten aufgeladen sind. Auch zur Klärung solcher problematischer persönlicher Konstellationen, die die Homogenität der Gruppe gefährden könnten, sind inhaltliche Debatten oftmals hilfreich.

Dass man sich persönlich nahe steht, ist für den Zusammenhalt besonders wichtig. Denn das macht die leider immer wieder notwendige Selbstreinigung der Gruppe von Einzelnen, die die Harmonie stören, einfacher und reibungsloser, ohne dass es die Existenz der Gruppe gefährdet.

Fortsetzung folgt.

Der Räuber im Gendarmen

Überlegungen zum Innenleben der Ordnungsmacht während der Verkehrskontrolle

Würzburg bei Nacht. Geruhsam vor sich hin schlummernd, und trotzdem, geradezu auf eine paranoide Art und Weise, wachsam, ängstlich und stets bis auf die Zähne bewaffnet. Die einzigen Automobile, die mir in an diesem frühen Dienstagmorgen begegnen, sind Taxis und Streifenwagen. Und glauben sie mir: Ich leide nicht an Wahnvorstellungen, wenn ich auch alle anderen Autos, die mir entgegenkommen, für zivile Einsatzfahrzeuge halte. Das zeigt die bittere Erfahrung unzähliger Verkehrskontrollen, inklusive Drogentests, Autodurchsuchungen und weiteren Demütigungen. Aber das ist eine andere Geschichte. Sollte es dennoch einmal passieren, dass eine Privatperson des Nachts den öffentlichen Raum benutzt, um von A nach B zu gelangen, stürzt sich die Ordnung auf diese wie eine Meute hungriger Wölfe, denen du ein Stück Fleisch vor die Füße wirfst.

Und so werde auch ich, in meinem Kleinwagen mit kaputtem Bremslicht, ein Hors d'oevre für das grüne Rudel. Nur kein Hauptgang werden. Eine Polizeistreife stand an ihrer Lieblingsstelle und ließ sich das berühmte „wir-folgen-Dir-einige-hundert-Meter-und-hoffen-dass-du-nervös-wirst-Psychospiel“ nicht entgehen. Nun leuchtet „Stop-Polizei“, wie immer in Blutrot. Zwei junge, engagierte Ordnungshüter steigen aus. Es sind alte Bekannte, obwohl ich die beiden Jungspunde noch nie gesehen habe. Was ich an ihnen wiedererkenne ist dieses selbstsichere, furchteinflößende und doch so leere Grinsen, das Polizisten, die die Schnauzbartzeit noch nicht erreicht haben, kennzeichnet. Und noch etwas kommt mir bekannt vor: die Gelfrisur. Niemand sonst schmiert sich eine solch übertriebene Menge Pomade in die Borsten und formt diese zu einer „Frisur“, die selbst David Beckham hätte sein lassen sollen.

Ein erster Feindkontakt. Langsam kurbele ich das Fenster hinunter. „Guten Morgen, Polizeikontrolle. Führerschein und Fahrzeugpapiere!“ Wortlos übergebe ich meine Papiere. Auch sein unterfränkischer Zungenschlag hört sich für mich vertraut an. Ich muss an meine Schulzeit auf dem Dorfe zurückdenken, an Fünfer in Latein und Mathe, an Händchenhalten in der Geisterbahn, an Brausestäbchenessen im Freibad und an all die einstigen Klassenkameraden, die heute ihrem beschissenen Job nachgehen. Und ich muss auch an Coco und Ralle[1] denken. Sie waren die Coolen von der Schule[2], mit einer Attraktivität für das weibliche Geschlecht ausgestattet, die eben nur auf dem Lande existiert: Die coolen Fußballtypen, stets mit abgedroschenen Sprüchen auf den Lippen, kleinen Prügeleien auf dem Pausenhof nie abgeneigt. Immer auf eine Art und Weise bedrohlich auftretend, vor allem gegenüber dummen Strebern oder Fettsäcken wie mir. Die typischen Halbstarken also, die auch mit 20 Jahren noch ihre 15 Jahre alte Freundin mit dem GTI von der Schule abholen werden. Damals, in der fünften oder sechsten Klasse, gingen bestimmt einige Eltern davon aus, dass den beiden Fußballhelden, denen die Faust so locker sitzt, eine kleinkriminelle Zukunft bevorstehe. Es kam anders: Beide wurden Polizisten.

„Herr Arthur, schon mal was mit der Polizei zutun gehabt?“ Ich hasse diese rhetorischen Fragen, diese vorhersehbaren Spielchen auf den Nerven verängstigter Autofahrer. Sollte ich wirklich einen Eintrag in irgendeinem Polizeiregister haben, so wissen dies die Ordnungshüter spätestens nach der Überprüfung meiner Daten per Funk. Aber zurück zu Coco und Ralle: Ich habe mich oft gefragt, wie sich ein Polizist im Moment der Verkehrskontrolle fühlt. Ob er es befriedigend findet, Leuten von Berufswegen psychisch, manchmal auch körperlich, zu schaden. Ob er zu Hause seiner Freundin stolz davon erzählt, wie vielen Kiffern er diese Woche ihren Führerschein entzogen hat, genauso wie ein Jäger damit prahlt, wie viel Wild er des Nachts erlegt hat. Und wenn ja, woher stammt der Antrieb, selbst den kleinsten Delikten nachzugehen? Coco und Ralle wurden Gendarmen- aber in ihrer Kindheit und Jugend waren sie eher die Räuber. Die Clique, die sich aufspielte, als gehörten ihr alle hübschen Mädchen, DFB-Pokale und dein Pausenbrot. Ihre Allmachtsphantasien wurden Realität: Coco und Ralle müssen sich heute nicht mehr einbilden, ihnen gehöre die Welt: Der Polizei gehört sie zumindest mehr als mir, wie ich in diesem Moment erneut feststellen muss.

„Haben die heute Abend Alkohol getrunken oder illegale Drogen konsumiert?“. „Nein“. Der

eine Polizist holt eine Taschenlampe und leuchtet mir damit in meine Augen. „Ihre Pupillen reagieren überhaupt nicht!“, faucht es aus ihm heraus. Die Tricks der Ordnung sind derart vorhersehbar, derart dämlich, dass ich darüber nicht einmal mehr lachen kann. Hat man diese Prozedur einige Male mitgemacht, dann verwandelt sich die Angst vor der Polizei irgendwann in Häme oder blanken Hass. Es handelt sich um die Masche, einfach zu behaupten, dass man keine Reaktion zeige, um Menschen nervös zu machen. Und dieses Herumfuchteln mit der Taschenlampe erinnert mich erneut an einen Halbstarken, der sein Springmesser an meine Kehle legt. Und meine Schulkameraden Coco und Ralle? Aus zwei jugendlichen Räubern wurden am Ende Gendarmen. Woher der Antrieb, woher die Akribie rührt, Kleinkriminellen ihr Dope wegzunehmen oder das Wort „Bulle“ als Beleidigung zu registrieren, konnte ich nie verstehen. Vielleicht habe ich nun endlich eine Antwort gefunden. Aus Räubern wurden Gendarmen. Gendarmen jagen Räuber und jagen dadurch die eigene Lust am Ganoventum. Verdrängen durch ihre Arbeit den gesetzlosen Teil ihrer selbst, der tief unter der Oberfläche ihres Ichvergraben liegt.

Wie aus dem Nichts reicht mir der Polizist auf einmal meine Papiere und verabschiedet sich mit „OK, alles klar, einen schönen Morgen noch!“ in die Nacht. Danke auch. Wenigstens war ich der Polizei kein Hauptgang. Ich habe mich nie mit ihnen versöhnen können, mit den Herren in Grün, obwohl ich es mir längst abgewöhnt habe, irgendeinen Beruf, den die bürgerliche Gesellschaft gebärt, moralisch verurteilen zu wollen. Außer den Polizeiberuf.

Die Erkenntnis aber, dass auch Polizisten vermutlich nur kleine Ganoven wie du und ich sind, macht mich seitdem froh.

Von Anna Arthur

---

1 Namen von der Redaktion geändert

2 Wobei hier erwähnt werden muss, dass der einzige Typ, der den Namen „der Coole von der Schule“ ohne Ironie tragen darf, Parker Lewis ist

Vom Frosch und dem Igel.

Gestern noch stark,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch froh,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch kontaktfreudig,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch wach,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch belesen,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch sexy,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch denkend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch antwortend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch lügend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch vergessend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch zerstörend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch hoffend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch hassend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch verlassen,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch wollend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch lüstern,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch kämpfend,
heute schon am arbeiten.
Gestern noch kreativ,
heute schon am arbeiten.

Doch das schlimmste:
Gestern noch Zeit,
heute schon am arbeiten.

Und jedeR kennt es.
Und niemand wehrt sich.
Unversöhnlich!

Karl von Medina

An diesem Abend lief ich unter am Fluss vor der Stadt und hing meinen Gedanken nach; ich stand unter den Bäumen, und sah zu, wie es langsam dunkel wurde. Vor mir, über dem Fluss, hing die alte Brücke mit der Autobahn; neben mir, hinter den Bäumen, die Strasse. Hinter mir irgendwo die Stadt.

Die Scheinwerfer der einzelnen Autos verwandelten, von der Bewegung verschmolzen, die Strassen in leuchtende Bänder, die wie Schlangen durch die Gegend liefen; irgendwo vorne im Dunkeln kreuzten sie sich, umwanden sich, mündeten ineinander und teilten sich, und tanzten ein seltsames Ballet.

Das Schauspiel blieb sich zu lange selber gleich, und ich wollte weitergehen, um meine Gedanken zu zerstreuen, aber ich zögerte erst, und dann betrachtete weiter, erst unwillig, dann interessiert die niemals endende Bewegung des Wurmes.

Ich bin so oft selbst entlanggefahren, hier oder anderswo, zur Arbeit oder zurück, die Strassen entlang, die die einzige Verbindung meines zerrissenen Lebens sind, und so oft habe ich mit sehnsüchtigem Blick etwa abseits der Strasse, hier neben dem Fluss, das grüne und gelbe Gras im Wind wehen sehen, unter den schattigen Bäumen, und das Wasser, das in der Sonne um die Steine glitzerte. Und wie oft habe ich gewünscht, ich wäre dort, und nicht da, wo ich herkomme, oder wo ich hingehe. Und nie war ich dort.

Jetzt stand ich an einem ganz ähnlichen Ort und sah den Leuten zu, denen es vielleicht gerade genauso ging. Was dachten sie wohl gerade? Wohin gingen sie, woher kamen sie, warum passierte das alles?

Und ich sah dem stählernen Tanz weiter zu, der wie sich zu den Schlägen eines unsichtbaren Taktstockes blind weiter bewegte, manchmal rascher, manchmal stockend und stossweise. Was trieb diese gespenstische Maschine an?

In den Autos, wusste ich, sassen Menschen, die zur Arbeit oder von der Arbeit heim fuhren; in den Lkw Waren, die zum Verkauf oder zur Produktion fuhren. Eine gigantische rollende Lagerhalle für Industrie und Handel, pulsierend unter einem rauchigen orangenen Nachthimmel. Und zum Verkauf oder zur Produktion fuhren auch die Menschen. Oder nach Hause.

Wie Batterien, wie Leergut, das gefüllt werden muss, und alles, was sie ihr Leben nennen, ist nur das Auffüllen. Und morgen früh werden sie wieder zur Arbeit fahren, fast wie freiwillig, aus eigenem Antrieb, und werden glauben, sie seien das selbst, was das Auto fährt; dabei ist es nur eine Ware. Die sind sie selbst.

Dinge, und Menschen, und die Menschen sind auch Dinge. Sie zirkulieren, auf dem Markt. Sie haben alle ihre Wünsche und Träume, und wollen vielleicht, dass es anders ist, und alles ist ihnen sehr persönlich, was sie tun, aber in Wirklichkeit interessiert nicht,was sie wollen, sondern was sie müssen. Und es ist, wie wenn ein Schleier vor mir zerreisst, und kreischend erscheint die Wirklichkeit vor mir.

Der unfassbar riesenhafte Kreislauf pulsiert vor mir wie das Blut in den Adern eines gigantischen Ungeheuers, von dessen Willen alleine bestimmt; ich sehe, wie er sich aus den Strassen, den Ansiedlungen, den bewohnten Häusern, aus dem Fluss und den Bergen, aus der Stadt und den anderen Städten zusammensetzt, wie vor meinen Augen; ein riesenhafter organischer Leib, der die ganze Wirklichkeit in sich begreift, aus allen ihren Bewegungen besteht; er ist um uns, und wir sind in ihm, nur ein Teil von ihm; alles Land um mich ist, als ob es sich zu seiner Gestalt wölbt; höher als die Berge, ich sehe, wie er sich vor dem Nachthimmel erhebt; ich schreie vor Furcht, ich begreife mit Entsetzen, was vor mir geschieht: ich sehe den grossen Leviathan, in seiner wahren Gestalt. -- Ich sehe ihn, ich kann ihn sehen, seht ihr ihn denn nicht? Sieht es niemand? Packt niemanden das Grauen, vor der Bestie, dem grossen Drachen? Ich sehe, wie er sich bewegt, ich höre ihn zischen! ---

Zu Hilfe! Zu Hilfe! Der Absolute ist hier! --

Als das Entsetzen über das, was ich begriffen habe, nachlässt, bin ich schon wieder auf dem Weg in Richtung Stadt, aus allen Kräften rennend: nur weg von diesem Ort, nur schnell weiter, schnell.

Anzeige:

Neues Aussteigerprogramm (Finanziert aus Studienbeiträgen):

Escape! Wege aus dem Lebensbund

Die Falle: Es ist eine Tragödie, und sie spielt sich jedes Semester aufs Neue ab: Einsamer Student sucht Wohnung und Freunde fürs Leben. In einer fremden Stadt. Du fühlst dich alleine gelassen, deine Freunde sind hunderte Kilometer weit entfernt. Deine Freundin: weit oder ganz weg. Alles was du suchst ist Geborgenheit, Wärme, menschliche Liebe in einer kalten Stadt voller Anonymität. Dann siehst du endlich einen Sonnenstrahl durch die grauen Wolken blitzen: Sie versprechen dir nicht nur ein möbliertes Studentenzimmer für einen Spottpreis, sondern auch lebenslange Freundschaft und Verbundenheit. Du lässt dich auf das Abenteuer ein.

Der Einstieg: Voller Vorfreude wirst du ein Fux in der Verbindung. Dein Keilwart scheint anfangs ein netter Kerl zu sein, ebenso wie der strenge alte Herr mit rotem Schnauzbart. Ihr vermisst beide eure Heimat: du Oberfranken, er Oberschlesien. Wenn Kneipe ist, dann ist das anfangs noch ganz lustig: Es wird „Bierjunge“ gerufen, und du musst dein Glas austrinken. Nur den Salamander reiben, das fällt dir noch schwer.

Die bittere Gewissheit: Eigentlich hast du nur Augen für die Couleurdame, die dann und wann in ihrem schmucken Rock in das Verbindungshaus kommen darf, aber leider nie lange bleibt. Doch für die Liebe ist keine Zeit neben all den Mensuren, Kneipen und Conventen. Und überhaupt Mensuren: Du warst dein Leben lang ein friedfertiger Mensch, hast den Zivildienst gemacht und scheust die Gewalt. Nun musst du fechten, damit du von Fux zum Bursch werden darfst. Du willst aber keine dieser unangenehmen Narben im Gesicht, mit denen die Verbindungsmitglieder so gerne prahlen. Und Loyalität gegenüber den alten Herren? Du kennst sie ja noch nicht einmal richtig, jetzt musst du tun, was sie wünschen. Pauker konntest du nie leiden, und jetzt hast du noch viel strengere Lehrer, obwohl du über zwanzig bist!

Ausstiegsversuche: Jetzt bist du Bursche, keine Ahnung, wie du es soweit gebracht hast. Und du hältst es nicht mehr aus. Du wolltest dich von deinen Eltern lösen, von ihrer Gewalt, dem autoritären Vater und den Strafen. Was du jetzt gefunden hast: Menschen wie dein Vater, mal einhundert. Menschen, denen du dich schwer entziehen kannst, da du den Lebensbund eingegangen bist. Du magst diese Leute nicht, jedoch: Wenn du aus der Verbindung aussteigst, drohst du in eine schwere Krise zu fallen. Wieder keine Freunde in einer fremden Stadt, keine Freundin, die gleiche Einsamkeit und der Mangel an Liebe. Was kannst du nur tun?

Sprich mit uns! Wir kennen deine Probleme. Jedes Jahr erleben viele junge Männer ähnlich schwere Zeiten. Wichtig ist, dass man Menschen kennen lernt, die die gleichen Ängste plagen, und viel wichtiger ist es, Leute zu treffen, die den Ausstieg geschafft haben. Mit dem Willen zur Veränderung wirst auch du es schaffen, dem Lebensbund zu entkommen und eine neues Leben beginnen können. Eine ganz neue Welt wartet auf dich, warum nicht heute die Schwelle in ein neues Leben überschreiten? Unsere erfahrenen freiwilligen Helfer beraten dich rund um die Uhr bei vielen wichtigen alltäglichen Herausforderungen:

- persönliche Beratung während des Ausstiegs
- Überwindung von Suchtproblemen
- Anti-Gewalt-Training
- Unterstützung bei Drohungen aus der alten Verbindung
- Hilfe zur Selbsthilfe

Trau dich! Wir sind für dich da.

wege_aus_dem_lebensbund@uni-wuerzburg.de

Alle paar Jahre wieder gibt es Prostestbewegungen der Studierenden, die sich immer wieder aufs neue gegen die Verschlechterungen der Studienbedingungen richten, und die immer wieder aufs neue, und in ähnlichen Formen, sich totlaufen und folgenlos bleiben.

Es ist bemerkenswert, wie wenig wirklichen Widerstand die mittlerweile kaum mehr zu zählenden verschiedenen Studenten-Streiks, Campusbiwaks, Aktionswochen und was noch alles zu leisten in der Lage waren, während der Staat tatsächlich weit reichende Verschlechterungen durchsetzen konnte. Dieses erstaunliche Resultat ist nach unserer Auffassung weniger das Ergebnis von Fehlgriffen auf der taktischen Ebene, sondern liegt tief in der Struktur der Protestbewegungen und dem Bewusstsein ihrer Akteure begründet.

Das Fehlschlagen ist unvermeidbar, weil die Forderungen der Bewegung sich an der Oberfläche der Bildungspolitik bewegen, und die Grundlagen des Bildungssystems nicht in Frage zu stellen wagen. Die Studenten sind tatsächlich, auch in diesem Sinne, Gefangene des Bildungssystems; sie werden es nicht verändern können, solange sie es nicht weit grundsätzlicher in Frage stellen, und ihre eigene Rolle in diesem System dazu.

*

Die Universität ist selber nichts anderes als ein Organ gesellschaftlicher Selektion. Es hilft gar nichts, sich darüber zu beklagen, mit den Studiengebühren und dem selektiven Master-Bachelor-System werde die Selektion, nach Kindergarten und Schule, auch an die Universität gebracht.

Die gesellschaftliche Selektion war schon vorher da. Weder durch eine Wiederabschaffung der Studiengebühren, noch durch einen Rechtsanspruch auf einen Masterstudienplatz liesse sich der Charakter des Studiums ändern.

Dieser Charakter ist davon bestimmt, dass die Gesellschaft einerseits über die allgemeinen Hochschulen untere und mittlere Führungskräfte rekrutieren muss; andererseits müssen die Hochschulen jedes Jahr Mengen an Schulabgängern aufnehmen, für die auf dem Arbeitsmarkt ansonsten kein Bedarf bestünde.

Der Bedarf an Führungskräften ist begrenzt; für die Masse der Studierende heisst das prekäre und schlecht bezahlte Arbeitsverhältnisse und allgemeine Entwertung der akademischen Qualifikation; selbst der Rechtsanspruch auf ein Masterstudium würde nicht daran vorbeiführen, dass sich die gesellschaftliche Auslese dann eben erst nach dem Studium, auf dem Arbeitsmarkt durchsetzen wird.

*

Man kann nicht nein sagen zur gesellschaftlichen Auslese an den Hochschulen, wenn man bereits ja gesagt hat zur gesellschaftlichen Auslese an Kindergärten und Schulen. Das Bildungssystem ist an sich hierarchisch, sein innerstes Wesen ist die Vermittlung von Qualifikation. Nicht die Vermittlung von Wissen, sondern die Berechtigung, einen jeweiligen Beruf auszuüben. Das ganze Getriebe des Bildungswesens dient gar keinem anderen Zweck, als Fachkräfte zu produzieren, die in der Lage sind, bestimmte Teilaufgaben zu erledigen, ohne sich über deren Sinn und Zweck noch Rechenschaft abzulegen.

Das Bildungssystem produziert damit vor allen Dingen die gesellschaftliche Arbeitsteilung, d.h. die Grundlage der Klassengesellschaft, und vor allen Dingen eines nicht: nämlich Wissen, es sei denn, man versteht unter Wissen das wohldosierte, in einzelne Fachrichtungen zerschnittene, entfremdete Fachwissen, das den einzelnen entfremdeten Disziplinen mitgegeben wird. Deswegen gibt es keine hilflosere, haltlosere Kritik an Auslesemechanismen wie den Studiengebühren als die: dass sie falsche Auslesemechanismen seien, und eine richtige Auslese nur durch die individuelle Begabung und Leistung stattfinden könne.

Das Bildungssystem ist nicht eine Maschine, die aus den Einzelnen die in ihnen verborgenen Begabungen ans Licht bringt; sondern die aus den Einzelnen durch Disziplinierung und Anpas-

sungsdruck erst Leute macht, die zu den sinnlosen Aufgaben, die im besten Fall auf sie warten, im Stande sind.

*

Der Begriff Leistung, der allenthalben als legitimes Kriterium der Auslese gilt, ist innerlich derart hohl, dass es sich kaum begreifen lässt, was er eigentlich bedeuten soll. Leistung scheint für die einzelnen, die ihr Leben unter diesen Schlachtruf stellen, zu heissen: sich im Dienste gesellschaftlicher Zwecke anzustrengen, die man nicht in Frage stellt, nicht einmal begreift. Diese Leistung, was auch immer sie ist, soll dann den Erwerb höherer gesellschaftlicher Positionen legitimieren.

Es ist für uns aber nicht einzusehen, wieso z.B. der Beitrag eines Müllwerkers an der Gesundheit der Einzelnen niedriger einzuschätzen sein soll als der eines Herzchirurgen; und es ist uns alles andere als klar, warum die Stunde Arbeitszeit des Müllwerkers weniger wert ist als die des Chirurgen. So lange die Studenten diesen Zustand als gerecht begreifen, werden sie und ihre Forderungen allenthalben als das wahrgenommen werden, was sie auch sind: die einer Gruppe von Leuten, die ihre Privilegien verteidigen will.

*

Bildung ist sehr wohl eine Ware, aber nicht, weil der Staat neuerdings Studiengebühren verlangt; sondern weil die Einzelnen, durch die Leistung, mit der sie Bildung erwerben, sich selbst zu einer Ware machen. Und zwar in dem Sinne, als dass sie in sich selbst investieren, und sich als Humankapital begreifen. Bildung ist eine Ware, und diese Ware sind die Studierenden selbst.

Wenn man will, dass Bildung keine Ware sein soll, dann ist der Adressat dieser Forderung nicht der Staat, sondern dann ist das erbärmliche Schicksal der Einzelnen, Arbeitskraft zu sein und sonst nichts, zu begreifen und anzugreifen.

*

Solange die Studierenden sich mit ihren Forderungen und ihrem Bewusstsein nicht von den dargestellten Vorstellungen über Wesen und Bedeutung des Bildungssystems entfernen, und solange sie mit der Ideologie von Bildung, Leistung, und Arbeit nicht brechen, werden sie auch keine Chance haben, die Studienbedingungen auch nur um ein klein wenig zu verbessern. Denn ihre Forderungen haben keine Richtigkeit, keine Konsequenz und keine Durchschlagskraft.

Auf dem bisherigen Stand laufen sie darauf hinaus, mit den Verwaltern der Bildungsapparate um die effizienteste Organisation dieser Apparate zu rechten; ein Kampf, der von vornherein zum scheitern verurteilt ist, denn er findet auf dem Terrain des Gegners statt, aber von der unterlegenen Position aus. Das letzte Wort ist in solchen Auseinandersetzungen regelmässig der Appell an die Herrschenden, mehr für die Bildung zu tun, denn die Bildung sei für ein Land wie Deutschland die Zukunft.

Man könnte sich ein bisschen komisch dabei vorkommen, denn nichts anderes tun sie ja bereits, nur wird man selbst von dieser Zukunft nicht so viel haben, wie man sich vielleicht wünscht; es wird den Studierenden jedenfalls nichts nützen, für die Stellung Deutschlands in der internationalen Arbeitsteilung zu protestieren; dieses Geschäft nehmen ihnen die Regierenden mit leichter Hand wieder ab; wer für den Standort Deutschland protestiert, wo es genau gegen Deutschland und für die eigene Haut ginge, entwaffnet sich selbst.

ak 47

Anmerkung:

Dieser Text wurde uns vom ak 47 zugeleitet. Er war die Vorlage für eine Stellungnahme, die der traurige Rest des AK Bildungskritik und Systemkritik vor der VV des besetzten Hörsaales hatte halten wollen; wovon er abgesehen hat, nachdem er sah, dass es der Mühe nicht wert war. Eine VV, die frenetisch den Vorschlag beklatscht, Horst Seehofer einzuladen, hat nicht einmal die Räumung verdient, sondern 100 Freiexemplare der Memoiren von Franz Josef Strauss, und sonst nichts. Sie haben ja, wie bekannt, nicht einmal das bekommen.

So viel kann ich sagen, ich kann es dir nicht sagen

Vertracktheiten eines zerstörten und verwahrlosten Lebens, die letztendlich doch nur mit einem gezähmten „Fuck you“ enden (können).

Ich als Praktikant benötige dringend ein Emailkonto. Sonst könnten mich die leidlichen Leute von der Redaktion nicht mehr drangsalieren, dass schon wieder der Kaffee nachgeschenkt werden muss, ich Ausschau nach kackenden Vögeln halten soll, ihnen die neueste Ausgabe des *Frizz* vorbeibringe oder einfach nur das 2-blättrige Toilettenpapier in die Redaktion fahre. Also versuche ich es. *GMX* verspricht mir ganz Großes: ein Gigabyte freien Speicher und Spamschutz (in heutigen Zeiten möchte ich ihn nicht mehr missen). Ich trage – brav wie ich bin – meinen richtigen Namen ein: K-A-R-L V-O-N M-E-D-I-N-A. Weiter geht´s. Das Geschlecht? Ich schaue in meine Hose und erkenne nach dem Stöbern bei Wikipedia, dass ich männlich bin – man lernt eben nie aus. So, jetzt noch die nervigen Fragen abhandeln: Wie sind sie auf die Seite gestoßen? Ich überlege kurz - Google. Ja genau. Welches Auto fahren Sie? Ich kann mir zwar nicht einmal die Miete einer Wohnung in Würzburg leisten und hause daher in einem Infoladen am Rande der Stadt, wo Vögel und Schimmel Platz gefunden haben, aber danke der Nachfrage. So, jetzt müsste es bald fertig sein. Die letzte Frage und diese hat nämlich auch marketingstrategische Gründe. Unter anderem wird dort entschieden welche Art von GMX-Info/ Werbung man bekommt: **Ihr Beziehungsstatus?**

An dieser hänge ich mich ein wenig auf. Ich überlege. Die Auswahl scheint nicht groß zu sein: verheiratet, solo, offene Beziehung, Romanze, vergeben. Ich glaube, ich werde gezwungen mich zu entscheiden, der „weiter“ Button ist noch immer transparent. Ich grübele. Weiß nicht, was ich davon halten soll. So wähle ich kurzerhand die Ausschlussmethode.

Verheiratet? Kann ich getrost mit einem „nein“ beantworten. Mir kam noch nie in den Sinn, vor dem Staat meiner „einzigen wahren Liebe“ Treue und den sonst üblichen - nicht mal im Ansatz erwähnenswerten Kram auf ewig zu schwören. Glücklicherweise ist es in den meisten Fällen doch nur für drei Tage und der erlösende Todesfall tritt nie ein. Nein, das passt mir nicht. Das will ich nicht, auch wenn es steuerrechtliche Vorteile hätte. Neeein. Neeeeeein – rufe ich immer und immer wieder. Nein, so nicht.

Solo? Naja was soll ich sagen? Ich bin oft allein, sitze hier und da, lese, chatte bei Knuddels.de und surfe die meiste Zeit im Internet. Das W-LAN des AKWs scheint nämlich immer noch funktionstüchtig, welches eine tatsächliche Abwechselung ist, neben dem Lesen der alten Radikal-Ausgaben. Zwar kann ich jetzt Rohrbomben bauen, aber auf die Dauer wird das langweilig. Natürlich nur ein Witz – Herr Verfassungsschutz! Nein, aber wirklich in vollem Ernst, Solo bin ich. Ich probiere das Häkchen zu markieren – es funktioniert nicht. Scheinbar ist auch das Internet zu dieser Erkenntnis gekommen, dass es zu einfach wäre. Ich verzweifele, gebe schon wieder ein lautes „Neeeeein“ nach dem Nächsten von mir. Es hilft nichts. Wirklich rein gar nichts. Nimmer nichts.

Offene Beziehung? Ich muss mich darüber erstmal erkundigen. So etwas habe ich noch nie gehört. So kommt mir für einen Moment in den Sinn, den Infoladen zu verlassen, jedoch habe ich Angst: Es ist mittlerweile Mitternacht, und die Indygirl-Gespenster des geschlossenen AKWs treiben auf dem Gelände immer noch ihr Unwesen. Sie lassen sich bis in die Morgenstunden durch den Sound des pfeifenden und kalten Windes umher treiben, bis sie schließlich ein derzeitig nicht mehr in Würzburg wohnhafter Mensch – nicht zu vergessen – in Besitz von weißen Turnschuhen, mit nach Hause nimmt, um sich beim nächsten Aufeinanderprallen mit diesen zu rühmen. Nein, denke ich mir. Diese marode Tür bleibt geschlossen. Ich mache mich im Internet schlau. So finde ich unter forum.gofeminin.de passende Beiträge: „Mein Freund und ich haben von Anfang an geklärt: Jeder darf andere Sexpartner haben. Aber nicht ungeschützt und nicht in unseren 4 Wänden.“ Der Frage, warum dann eine Beziehung, einen Zwang, eine Abhängigkeit eingehen, die dazu nicht nur Zeit, Nerven und Sorgen als Tribut verlangen, stellen sich nicht nur mir, sondern auch den anderen Forengästen. Wieso Rechenschaft gegenüber dem/r Zweiten leisten? Kann ich nicht nachvollziehen. Ich muss doch schon in allen Lebenslagen mein Tun und Handeln offen legen. Und meine Sorgen und Ängste teile

ich denen mit, die sie verdient haben, und nicht mit dem „Schluss machen“ auf ihre Internetblogs zur Schau stellen. Dazu brauche ich keine sexuelle Beziehung mit diesen/r Person/en. Nein, das sehe ich nicht ein. Warum auch? Noch ein Bereich meines sogenannten Privatlebens der für solch ein Unnütz draufgeht. Nein. Neeeeein.

Vergeben? Also dies möchte ich kurz und knapp – lediglich – als Utopie abheften, in dem Ordner „Polizei-krimskrams und Gericht-blablabla“, den ich so gut wie nie aufschlage. Und wenn, dann nur dazu, mich an die gute alte Zeit als real Punk zurück zu erinnern.

Romanze? Ich komme ins grübeln, ist es das was ich möchte? Nach längerem suchen, finde ich eine Definition die ich schön finde: "Eine Romanze beruht auf Erotik als auch auf Sympathie und ist in der Regel als kurzes Vergnügen gedacht." Es dient zum stillen scheinbarer elementarer Bedürfnisse. In erster Linie finde ich es passend, nachdem habe ich gesucht. Jeder der Beteiligten dürfte seinen individuellen Interessen nachgehen. Doch es tut sich ein Problem auf, ein viel zu schwerwiegendes als das ich es im Ansatz begreifen könnte. Was wenn eine/r der Beteiligten so etwas wie „Liebe“ verspürt? Gibt es das? „Sinnlichkeit“, die man angeblich nur durch ein solches Glücksgefühl erleben kann? Sinnlich durch den Vollzug des sexuellen Akts? Für mich ist sinnlich etwas völlig anderes. Etwas kaum zu beschreibendes. Etwas, vor dem ich meine, es selten erlebt zu haben und wenn, dann auch nur ohne mich jemals daran erinnern zu können. Man kann mir nun den Vorwurf machen, nicht „bewusst“ zu leben, dieser Welt keine Chance zu geben, dem Ganzen ein „fuck you“ entgegen zu bringen, und teilweise würde ich das nicht abstreiten. In meiner mickrigen Welt, in der ich etwas kleines, verlassenes und nur von wenigen Menschen – so hoffe ich d/noch – wahrgenommenes Etwas bin, scheine ich nicht bewusst Momente aufzunehmen die mir als sinnlich erscheinen. Und falls doch, so trügt der Schein. Oft kann ich mich nur voll und ganz hingeben, wenn ich eben nicht innerhalb der Logik der spektakulären Warengesellschaft denken muss (was ja ein gewisser und gesunder Grad an Selbstbetrug ist) und völlig rational allem Untergeordneten nach handeln möchte. Es sind für mich die Momente, wenn ich meinem Gehirn einen „knock out“ verpasse. Voll und Ganz ohne den Drang, das ein Bedürfnis gestillt werden müsse. Kein Schlaf der schreit, keine Rechnungen die getippt werden will, keine Termine die nach Zeit rufen, kein Essen das mein Körper verlangt, nichts. Rein gar nichts. Mein Kopf ist leer. Und wie diese Situation für mich auszusehen hat, dass weiß ich selbst nicht. Ich kann nur von Momenten reden indem ich wahrscheinlich kurz davor stand, aber eine wirkliche solche Situation wäre ein Traum. Ein Traum, dem ich noch zu entgegen fiebern hätte. Doch selbst der Moment der Sinnlichkeit würde den Status Quo nicht hinterfragen, nicht kritisieren. Nicht mal in den banalsten Zügen, es wäre immanent und könnte nichts verändern. Es wäre eine Reproduktion, die lediglich meinen gegenwärtigen Gefühlszustand zum Kochen bringt. Nicht mehr und nicht weniger. Verrückt, angesichts der Tatsache, dass auch sie scheinbar erkennen wollen, dass das große Ganze falsch ist und es einer Veränderung bedarf.

Und so kommt es, dass ich bis heute – auch für Sie, verehrte Leser/innen, nicht über das World Wide Web erreichbar bin und es wohl auch nicht werde, weil ich mich an dieser Frage mein restliches Leben abarbeiten muss, oder wohl doch – was auch viel wahrscheinlicher ist – einknicke, und „den Traum“ vom Eigenheim und Familie entgegen fiebern werde. Deswegen, jugendlich und rebellisch, dass es mich irgendwann an diese Zeit erinnert, ein großes FUCK YOU, was ist aus dir geworden?

Und wenn ich dann noch mit dem Gedanken spiele, fürr die Polyamory zu plädieren, so denke ich an eine – hoffentlich, heute restlos überwundene Verwirrung der 68er-Generation. Warum jedoch in der heutigen (radikalen) Linken 1. das herrschende Beziehungsmodell der Monogamie nur selten hinterfragt wird und 2. man sich mit dem Scheitern des Kommunenlebens gar nicht mehr die Fragen der Liebe, Abhängigkeit und der Pornografie stellt, kann ich nicht begründen. „Habt ihr etwa ein verklemmtes Verhältnis zu euren Körpern?“ - schrieb er, lachte hämisch und hielt seinen Bauch fest, bevor er gegen die Wand rannte, als ihm das Zitat der Gruppe „fuck for forrest“ an dieser Stelle einfiel.

Karl von Medina

Nach einem halben Jahr hat es die Revolte im Iran immer noch geschafft, den berufsmässigen Deutern Rätsel aufzugeben. Die spezialisierten Agenturen sind immer noch unfähig, ihre nächsten Schritte vorauszusehen, oder ihre Ziele und Grundsätze zu begreifen. Denn diese liegen klar zutage. Sie verheimlicht nichts; dass sie unverständlich bleibt, verdankt sie allein der Ignoranz aller Agenturen der Herrschaft, die ihre Chiffren nicht lesen kann.

Denn die iranische Revolte bringt, wie ein Traumbild, das historische Problem der Revolution wieder an die Oberfläche, mitten in unsere versteinerte Zeit, die es schon nicht mehr verdient zu haben schien; und wie ein Traumbild erscheint das, was sich da zeigt, nicht in klaren Worten allein, sondern die klaren Worte nehmen gewissermassen Gestalt an und treiben, fast gespenstisch, ihr eigenes Wesen, in den unmessbaren fiebrigen Momenten zwischen Schlaf und Wachen.

Die einzige Form, in der die ganze gewaltige Last einer jahrtausendealten Geschichte des Alptraumes, das ganze unabsehbare Geflecht ihrer inneren Beziehungen sich aus seiner Versteinerung lösen kann, und in Bewegung gerät; in der die Gedanken sich von der ihnen auferlegten Bedeutung ablösen, und eigene Gewalt bekommen; das ist die der Chiffre. Sie ist nicht ein Wort, das man verstehen könnte, sie ist an niemanden gerichtet, sie ist die Vorbotin des erwachenden Bewusstseins, das sich selbst an ihr erkennt.

Die Revolte muss und kann an ihren Gesten, an ihren Zeichen erkannt werden, denn der Worte ist noch niemand mächtig. Die Worte, die es schon gibt, sind zum grössten Teil schon verdorben, und man muss ihnen misstrauen, sie sind Waffen in den Händen des Feinds; man muss die Worte neu erfinden und noch die Gedanken. Der subversive Prozess, in dem diese Erfindung nur vor sich gehen kann, setzt nicht ein, bevor das Gefühl, dass die Dinge ins Rutschen geraten, allgemein ist; und auch das, was sie tut, um die Dinge ins Rutschen zu bringen, tut die Revolte wie noch halb im Traum.

Man kann, von diesen vorläufigen Überlegungen ausgehend, versuchen, die Ereignisse im Iran zu deuten; nicht ohne sich zu erinnern, dass unsere Gedanken dort erst auf die Probe gestellt werden. Ich habe das in den letzten Kommentaren bereits für die Grundsätze und das allgemeine Bewusstsein versucht; ich versuche jetzt, ihr Bewusstsein für ihre strategische Lage zu erforschen.

Die Revolte hat, seit unserem letzten Kommentar, eine Reihe weiterer Schritte gemacht, manche nach vorne, manche rückwärts. Sie hat es geschafft, noch weiter in die Mittelschichten auszudehnen; namentlich die Ereignisse vom 10. Muharam (Dezember 2009) haben gezeigt, dass das Regime keine Freunde mehr unter dem religiösen Bürgertum hat. Die Kämpfe im Dezember waren, wie iranische Beobachter mitteilen, von den mittleren Schichten beherrscht, dabei aber von einer Heftigkeit, wie sie seit Juni nicht mehr gesehen war. Damals haben die unteren Schichten im Süden und Südwesten die hauptsächliche Last des Strassenkampfes getragen; jetzt ist, wie man wohl sagen kann, die mittlere Schicht mit gleicher Vehemenz eingestiegen. Sie haben zum ersten Male ganze Strassenzüge und Plätze von Polizei und Pasdaran zurückerobert.

Die Staatsmacht hat aus dieser taktischen Niederlage gelernt. Bei den Kämpfen zum 30. Jahrestag der islamischen Republik war sie besser aufgestellt und liess sich nicht mehr überraschen. Sie ist an diesem Tag auch Sieger geblieben.

Die mittleren Schichten haben im Dezember aber ein derartiges Beispiel von Kampfkraft und Entschlossenheit abgeliefert, dass es verwunderlich wäre, wenn die anderen Segmente der Lohnarbeiterklasse, namentlich die Fabrikarbeiter, sich dieses Beispiel nicht gesagt sein liessen. Es wird mit Sicherheit aus ihren Reihen mit weiteren Schritten zu rechnen sein, ja ihr Auftreten in Konflikten in der Fabrik ist bereits allgemein von bemerkenswerter Kompromisslosigkeit.

Die Hinderungsgründe, die wir bisher für ein volles und koordiniertes Auftreten der Arbeiterschaft vermutet haben, bestehen aber weiter. Die Revolte hat sich immer noch nicht vollständig und offiziell von ihren angeblichen Führern abgewandt, obwohl kein Mensch Zweifel daran haben kann, dass Karubi, Musavi und Genossen weder ihre Führer sind, noch auch nur ihre Verbündeten

sein können. Und, wie ich vermute, solange sie nicht desavouiert sind, werden die Arbeiter nicht streiken.

Denn niemand kann ein Interesse daran haben, für dergleichen durch und durch verkommene Existenzen in einen Kampf zu ziehen, und wenn die Arbeiter zwar einzeln auf der Strasse protestieren, aber nicht ihre Betrieben besetzen, keinen Generalstreik führen, dann kann das nur den einen Grund haben: sie fürchten, wenn sie die Entscheidung herbeiführen, das Rad nur zurückzudrehen auf 1992, die linken Männer des Systems wieder ans Ruder zu bringen, damit die ganze Scheisse von vorne anfängt und sie in 15 Jahren wieder stehen, wo sie heute stehen, nur, wer weiss, einen furchtbaren Krieg später und mit schlechteren Bedingungen.

Musavi und Karubi erweisen sich, wenn diese Vermutung zutrifft, bereits jetzt als ungeheure Hindernisse. Zum Glück zeigt sich die Unhaltbarkeit ihrer Situation in jedem Moment deutlicher: sie können immer nur der Bewegung hinterherlaufen, leiten können sie sie nicht; sie machen in jedem entscheidenden Moment den entscheidenden Schritt zurück; wenn es für die Bewegung darauf ankommt, die Konfrontation zu vertiefen, verhandeln sie mit Khamenei um einen Kompromiss; wenn sie, weil sie gerade verhandeln, nicht zu den Protesten am 10. Muharam aufrufen, tritt die Bewegung gerade an diesem Tag massiv auf und erringt einen glänzenden Sieg; rufen sie zu einem Protesttag auf, ist natürlich an diesem Tag die Staatsmacht besser vorbereitet, und sie erleiden eine Niederlage; ihr Gewand ist so kurz, dass ihre Blösse immer zu sehen ist, nach welcher Seite sie sich auch bücken.

Mit diesen Spielchen machen sie sich zuletzt immer überflüssiger; und zuletzt, wie wenn das Schicksal Demütigungen auf Demütigungen häuft, müssen sie sich auch noch einen ihrer Leute umbringen lassen, um dann hündisch ihren Feinden nachreden und Israel beschuldigen zu müssen. So geschehen bei Masud Ali Mohamadi, einem theoretischen Fysiker, den eine Bombe tötete; der Mann war kein bisschen am iranischen Nuklearprogramm beteiligt, sondern ein Mann der spekulativen Wissenschaft, der über Quantengravitation geschrieben hat und Musavi unterstützte; und dieser, anstatt zu seinem Mann zu stehen, hat der Regierung geholfen, den üblichen Schuldigen auszuschreien, den Mossad natürlich.

Solche Infamien sind bisher nur in unseren antideutschen Kreisen ein Grund gewesen, jemanden zu hassen; jetzt aber, im Kampf, ist genau diese Episode genug, um diesen Clown endgültig als einen Feind zu zeichnen. Hier kann es jetzt keine Missverständnisse mehr geben: einer wie Musavi, der an dieser Stelle nachgibt, würde auch irgendwann, mit heuchlerischen Tränen in den Augen, seine angeblichen Anhänger massakrieren lassen, zum Besten des Landes und des Regimes.

Die Frage, wie man zum Antisemitismus des Regimes steht, ist nie eine theoretische oder ästhetische gewesen, jetzt zeigt sie sich immer mehr als Hauptfrage. Die Bewegung wird ihre vermeintlichen Anführer und das, wofür sie stehen, gleichzeitig loswerden müssen, oder sie wird nicht bestehen. Sie wird immer, wenn vom äusseren Feind, vom Zionismus die Rede ist, sich klar sein müssen, dass niemand als sie selbst gemeint als die Menschheit, das heisst sie selbst, und dass es von jeher so war.

Die Bewegung wird sich von diesem Männern fernhalten müssen, ohne ihren Hebel aufzugeben, der darin besteht, sie und ihre Feinde, die jetzige Regierung, aufeinanderzuhetzen; erst, wenn eine der beiden Seiten untergegangen ist, oder beide Seiten sich offen vereinigen, beginnt die entscheidende Fase. Oder, natürlich, wenn die Bewegung die Initiative ergreift, die Krise beschleunigt und mit einem Schritt von ungeheurer Kühnheit beide Seiten zwingt, sich zusammenzutun. Genau vor diesem Schritt steht sie, und zögert. Wenn sie zu lange zögert, riskiert sie den Untergang.

Vielleicht ist die Stunde noch nicht da für den allgemeinen Streik, aber wann dann? Und wer soll es sein, der sagt, wann die Stunde da ist? Ja, die allgemeine Zersetzung ist mit unfassbarer Geschwindigkeit vorangeschritten, aber wer sagt, dass sie noch weiter voranschreitet? Wer sagt, dass die Stunde nicht kommt und verpasst wird? Die iranische Revolte ist auch hier gezeichnet von ihrer Geschichte, sie will unter allen Umständen vermeiden, dass es beim Umsturz viele Tote gibt. Sie weiss, dass es nicht allein in ihrer Hand liegt, weil der Feind mächtig ist, aber noch scheint sie zu hoffen, dass es reicht, weiter zu bestehen, damit er unter seinem eigenen Gewicht zusammenbricht.

Das ist lobenswert. Aber gleichzeitig steuert das Regime mit vollen Segeln auf einen äusseren Krieg zu; ist es nicht schon zu spät, noch zu warten, muss nicht mit aller Kraft losgeschlagen wer-

den, müssen nicht die Fabriken besetzt werden, muss nicht die Entscheidung erzwungen werden, bevor sie das Regime erzwingen kann? Ist die Lage nicht derart verzweifelt, dass nur äusserste Kühnheit noch helfen kann, um den Zug ohne Bremsen, von dem Ahmadi Nezhad gesprochen hat, auf seinem Weg in die Katastrofe noch aufzuhalten?

Alles das wird im Iran, man kann sich sicher sein, auch diskutiert. Und die Niedertracht Musavis und Karubis wird dabei nach Gebühr gewürdigt werden. Am 22. Bahman (11. Februar), dem neuesten Protesttag, zu dem die beiden aufgerufen haben, hat man zwei Dinge bemerken können: erstens, dass es ein schlechtes Zeichen ist, wenn die beiden aufrufen, denn dann ist die Staatsmacht vorbereitet; und zweitens, und das ist das interessante, das wesentlich weniger Menschen da sind, als wenn sie nicht aufrufen. Die Aufrufe, sich friedlich, aber oppositionell in die Feiertage des Regimes einzuschalten, sind nämlich auch eine Falle: die eine Sache ist, auf die Revolution von 1978 zurückzugreifen, sie wiederaufzunehmen und sie weiterzuführen; und eine ganz andere Sache ist es, dies an der Hand derselben zu tun, die sie damals verdorben und massakriert haben.

Man wird ab dem 11. Februar die Zahlen derer, die an Aktionen von Musavi und Genossen teilnehmen, vergleichen können mit denen derer, die den Aufrufen des Untergrundes folgen; und der Unterschied wird das Mass sein, an dem man Musavis Untergang wird messen können. Es ist gleichzeitig das Mass, in dem die sogenannte Grüne Bewegung sich spaltet, und sich die Koordination des Untergrundes etabliert. Diese Koordination muss erst noch, das sieht man, erkämpft werden; erst dann wird es der Revolte möglich sein, die drängenden Fragen, die sich ihr stellen, zu entscheiden.

Indem eine solche Koordination erkämpft wird, erschafft sich erst das Bewusstsein, wie im Erwachen aus einem bösen Traum; nicht wie man allmählich und mühsam lernt, sondern wie man, in einem Moment, zu Sinnen kommt. Wir können heute, was wir im Juni noch nicht konnten, die Mühen sehen, die die iranische Revolte noch vor sich hat, bevor sie sich, hoffentlich, erhebt, und mit Worten, die nur richtig verstanden werden können, erklärt, dass die Stunde da ist, jetzt oder niemals.

Jörg Finkenberger

1. Die Radikalität scheint ein wichtiges Stilmittel der Linken zu sein, die eigenen prekären Zustände innerhalb der Totalität der Warengesellschaft sind jedoch für die Meisten nicht zu greifen.
2. Die Radikalität der Linken ist eine scheinbare, vulgäre, die keine ist. Die Kritik und Praxis packt eben nicht wie der Etymologie zu entnehmen, am Ursprung allen Elends an, sondern richtet ihre Politik an eine geglaubte Restvernunft.
3. Der Angriff auf die eigene Privatsphäre, die ständige Reflexion muss nicht ein Anliegen unter vielen sein, sondern muss der Ausgangspunkt jeder weiteren Überlegung sein.
4. Die Privatsphäre ist als Vergesellschaftete zu betrachten und muss Gegenstand der Betrachtung selbst sein.
5. Die Angst vor der Totalität muss vor dem vollendeten Eintritt ins Berufsleben geschehen, das zum eigenen Bruch ermutigt. Da mit dem Eintritt, die Zeit, dem ein wichtiger Faktor zugeschrieben ist, kaum Platz für das Denken lässt. Eben gerade um die banalsten Erfahrungen auszutauschen und zu begreifen!
6. Der Bruch mit allen patriarchalen und völkischen Kollektiven ist Voraussetzung der eigenen Überlegung. Das Individuum hingegen die Notwendigkeit.
7. Die offensichtlichen Widersprüche müssen konkretisiert werden um die Perspektive für weitere Überlegungen zu ermöglichen. Die aus diesem Widersprüchen resultierende Anbiederung an den Staat muss in Verruf geraten.
8. Die Kritik ist die Waffe, sie darf nicht für konformistische Zwecke missbraucht werden und darf schon gar nicht konstruktiven Charakter annehmen. Jede „konstruktive Kritik“ bedient den falschen immanenten Hilferuf der Feinde.

Johanna Ungunst

Wenn sie nur noch tanzen können, ist das keine Revolution

Von antideutschen Fanmeilen und dem Verlust der radikalen Lebenswirklichkeit[1]

Raven gegen Deutschland. Hunderte zuckende Leiber scheinen den Text zu kennen, wippen im Takt, fühlen sich synthiewohl. Raven gegen Deutschland, an einem Ort namens Posthalle. Es ist interessant, wie sich die Zeiten ändern: Hätte man vor fünf Jahren ein Projekt wie Egotronic in das Autonome Kulturzentrum holen wollen, gewisse Leute wären in schallendes Gelächter ausgebrochen. Zu wenig Publikum, zu linksradikal, zu antideutsch, whatever. Heute veranstalten die selben Menschen, die damals das AKW zugrunde gerichtet haben, in ihrer Posthalle ein Festival mit- wie sollte es anders sein- Egotronic, samt ihrer FreundInnen vom Label Audiolith. Es scheint etwas passiert zu sein, das ich nicht ganz nachvollziehen kann: Linksradikales Parolenrufen wurde in den letzten Jahren zum Chique geadelt, hat die Autonomen Zentren verlassen und findet jetzt selbst an einem gottverlassenen Ort wie Würzburg statt, inklusive hunderter Kids, die die Texte in- und auswendig lallen können.

Be cool - be antideutsch. Es gibt keinen abgedroscheneren Werbespruch, der mir gerade in den Sinn kommt, um die seichte Elektrowelle zu beschreiben, die von Flensburg bis Fürstenfeldbruck Jugendliche in ihren Bann zieht. Niemand kann ernsthaft behaupten, dass es sich bei diesem Phänomen um die Speerspitze einer neuen radikalen Bewegung handelt. Das genaue Gegenteil ist der Fall: Wer tanzende Elektrokids beim Audiolith-Festival beobachtet, fühlt sich eher an das Grauen der deutschen Fanmeilen zurück erinnert. Und plötzlich schließt es sich nicht mehr aus, dass jemand „Raven gegen Deutschland" ruft und in ein paar Monaten „Steht auf, wenn ihr Deutsche seid!". Es besteht ein Zusammenhang zwischen einfach zugänglicher Elektromusik und einfach zugänglichem, alles nach plapperndem Publikum. Würden Egotronic ihre bisherigen Texte durch die Zeilen von Alexander Marcus ersetzen, so würden sich wahrscheinlich nur die Oldschoolfans darüber ärgern. Und man kann noch so viele Versuche unternehmen, das Saufen und PEP-durch-die-Nase-Ziehen mit politischem Gehalt aufzuladen, es bleibt nichts anderes als Saufen und PEP-durch-die-Nase-Ziehen, Wirklichkeitsflucht und Enthemmung eben, wie sie größtenteils auch vom Rest der Bevölkerung dann und wann betrieben wird.

In dem Moment, als aus einer radikalen Richtung ein popkultureller Lifestyle wurde, hat auch das Label „Antideutsch" voll und ganz seine Bedeutung verloren. Popkultureller Lifestyle bedeutet nämlich: Man hat sich eingerichtet. Man bewegt sich unbeschwert in den Formen der Kulturindustrie, als ob die bürgerliche Gesellschaft eine Klaviatur sei, auf der man locker-leicht das Lied der Emanzipation klimpern könne. Man betreibt ein linksradikales Zine wie das Hate-Magazin, in dem sich talentierte GrafikdesignerInnen austoben dürfen, man begeistert sich für kunterbunte Stadtverschönerung namens Streetart, gibt eine ach so kreative Schülerzeitung wie „Straßen aus Zucker" heraus und rezipiert ein wenig Adorno zur Steigerung der sexuellen Attraktivität. Nichts anderes ist dieser Lifestyle aber als die Flucht in eine wohlige Nische, in der es sich gut Leben lässt. Die Revolution kommt später oder nie, zuerst kommt das Projekt. Und egal wie viele Drogen man am Wochenende konsumiert hat, am Montag ist die Arbeitskraft wieder hergestellt, damit man in die Uni gehen kann, in der Uni lehren kann, in der Schule sitzen kann, im Betrieb schwitzen kann, in der Werbeagentur kreativ sein kann.

Ich weiß nicht, wie oft ich von Kids „es gibt kein richtiges Leben im Falschen" gehört habe. Was wollen sie eigentlich damit legitimieren? Ist es das jämmerliche Leben, dass auch ihre 68er-Eltern führten und das auch sie führen werden? Der Gang durch die Institutionen, diesmal aber nicht mit der naiven Vorstellung, dass man diese von Innen heraus verändern könne, sondern mit der Überzeugung, dass es kein Vita Activa gibt, sondern nur die Einsamkeit der/der KritikerIn? Was die jungen AnhängerInnen des neuen antideutschen Hedonismus eint ist die feste Überzeugung, dass die Revolution auf später verschoben werden muss und das emanzipatorische Begehren solange im Lustprinzip aufbewahrt werden muss, bis diese Gesellschaft in ein paar Jahrzehnten, in ein paar Jahrhunderten oder nie an ihren Widersprüchen zerberstet. Mir kommt es so vor, als müsse man sich an nichts mehr in ihrem/seinen Umfeld stoßen, weil ja kein richtiges Leben im Falschen gibt. Es ist die antideutsche Lifestyleszene, die die Dialektik der Aufklärung nicht als Handbuch der Revolution gebrauchen kann, sondern zur persönlichen Erbauung nutzt.

Sie mögen damit glücklich werden, Kiddies die noch zur Schule gehen und bereits jetzt zu wissen scheinen, dass sie den Kommunismus nicht mehr erleben werden[2], einen antideutschen Elektrolifestyle leben und ansonsten die Versuche, das Falsche im Falschen zu verhindern, verlachen. Schade ist es um sie nicht. Was linksradikal sozialisierten Kids abhanden kam ist die Ungeduld des revolutionären Begehrens, eine radikale Lebenswirklichkeit, die sich an seinem/ihrem Umfeld und den Lebensformen, die die bürgerliche Gesellschaft anbietet, stößt, anstatt sie als notwendiges Übel anzuerkennen. Dabei ist die Frage zu stellen nach dem Ausgangspunkt der Kritik. Wozu

betreiben wir Kritik? Zur Selbstvergewisserung, dass man die Gesellschaft verstanden habe, während die anderen Menschen auf der Linken Seite noch immer im Trüben fischten? Radikale Kritik, die mehr ist als das Jargon der akademischen Seminare, hat bei sich selbst und bei ihrer/seiner eigenen Lebenswirklichkeit anzufangen. Es gibt einen unmittelbaren Zusammenhang von Lebenswirklichkeit und Kritik. Kritik taugt zu nichts, wenn hinter ihr nicht das Begehren steckt, das eigene geknechtete, unwürdige Leben hinter sich zu lassen. Die Einforderung des schönen Lebens, und zwar jetzt und sofort, ist eine notwendige Bedingung jeder Kritik, die in den letzten zwanzig Jahren aus dem Bewusstsein der Radikalen Linken scheinbar verschwunden ist. Wir wissen, dass die Theorie der Autonomen mehr als dürftig war. Die Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen aber hat die Lebenswirklichkeit der Autonomen umwoben. Die Bank passt mir nicht, dann wird die Bank eben platt gemacht. Das Haus gefällt mir, also besetze ich es. Es geht mir hier nicht um die Glorifizierung von Bankenanzünden oder Freiraumkampagnen, sondern um die Einforderung der Revolution im Jetzt und Hier. Es geht um die empfundene Unerträglichkeit der Zustände, die mit einem Handeln verknüpft bleibt. Kritik, die nie als Erbauung diente, sondern zur Handlung trieb. Nahm die Verknüpfung von Lebenswirklichkeit und Kritik bei den Autonomen eher politische Formen an, hat es die Ungeduld der Punks gar nicht mehr nötig, als „Politik“ wahrgenommen zu werden: Kritik als Praxis muss nicht die Formen von politischen Kampagnen annehmen, sondern beginnt damit, dem Polizisten ins Gesicht zu rotzen oder mit dem Casio durch die sonst so leise Innenstadt zu ziehen. Diese Fuck-Off-Mentalität, das Begehren, den Kampf gegen diese Gesellschaft nicht nur auf einer kritisch-reflektierten Ebene zu führen, sondern gegen jede Einrichtung, die uns diese Gesellschaft anbietet, sei es die Familie, die Arbeit, die Klasse oder das Studium, ist dem trendigen antideutschen Lifestyle fremd. Man sucht die Kritik stattdessen im Strobo, nimmt sich selbst zurück und verfällt der Lethargie, die den Linksradikalismus seit Jahren umgibt.

Damit man mich nicht missversteht: „Wir wählen immer nur zwischen dem Falschen und dem Versuch, das Falsche nicht zu wiederholen und es wird in den bestehenden Verhältnissen nicht mehr als diesen nie zum Ziel gelangenden Versuch geben.“[3] Der Moment aber, in dem ich versuche, das Falsche nicht zu wiederholen, weist auf die Möglichkeit hin, mich eines Tages vom Ganzen zu emanzipieren. Er weist auf die Möglichkeit hin – sei sie auch noch so unwahrscheinlich- zu Handeln, einen Bezug zwischen sich und der Geschichte herzustellen. Die Gelegenheiten, in denen wir dennoch immer wieder die zum Scheitern verurteilten Versuche vollziehen, Dinge radikal zu verändern, verknüpfen uns selbst mit dieser Welt. Wenn der Quell der Kritik die Unerträglichkeit des eigenen Lebens ist, so muss sie zur Handlung treiben. Und wenn für eineN so genannteN KritikerIn jedes Handeln zum Scheitern verurteilt ist, dann hat sie/er bereits die politikwissenschaftliche Verkürzung akzeptiert, dass jegliches Handeln Politik sei. Die Lethargie des Kritikers ist die säkularisierte Form des Vita Contemplativa. Das Gegenteil dieser ist die Natalität des Menschen, „der Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt, und so das Handeln ermöglicht“[4]. Die Überzeugung, als Mensch in die Geschichte eingreifen zu können, macht das Handeln zu emanzipatorischen Zwecken erst möglich.

Die Kritik ist kein Lebensgefühl, mit dem es sich gut Leben lässt, sondern die Unzufriedenheit mit dem hier und jetzt, dass dem Bestehenden produktiv zu schaden gedenkt. Für wen die Kritik nur aus akademischem Jargon und Lifestylehedonismus besteht, die/der hat den Bezug zur kommenden Revolte längst verloren. Die/der nimmt die Aufstände nicht einmal mehr wahr, die sich in den Banlieues von Paris oder auf den Straßen von Teheran abspielen. Statt die Unmöglichkeit der kommunistischen Revolution anzunehmen, stelle ich mich lieber ganz in die sich weiter vollziehende Geschichte und betrachte die stattfindenden Revolten auch als die meinen. Was, außer die unantastbare Überzeugung, dass diese Gesellschaft überwunden werden kann, sollte sonst mein Antrieb sein, Kritik zu betreiben?

Benjamin Böhm

---

1 Dieser Artikel könnte auch „Antideutsch für Deppen Teil 2“ heißen

2 Das klingt altklug, und die bittere Realität ist, dass man tatsächlich mit Mitte zwanzig schon altklug sein darf, da sich die meisten Antifas mit dem Anfang ihres Studiums aus der Radikalen Linken verabschieden

3 Betty in „Die Vermittlung der Unmöglichkeit von unvermittelter Unmittelbarkeit“, Hype 11

4 Hannah Arendt, Vita activa

„Ihr aber seht und sagt: warum? Aber ich träume und sage: warum nicht?“
(George B. Shaw)

Kaputt und zerstört, erniedrigt und beschmutzt, langweilig und angespannt, schon halb tot und trotzdem noch hier.

Es ist Abend, schon spät. Ich enttäuscht, sitze an meinem Schreibtisch. Denke an großes und kleines. Weiß nicht was ich machen soll. Weiß nicht was ich tun soll. Die Fliege, die sich in dem kleinen 8 qm Zimmer verirrt hat, lässt mich zu Anfang wahnsinnig werden. Eine kleine Stubenfliege. Nicht besonders groß, auch nicht so besonders klein. Nicht wie eine Essigfliege. Sie summt, entdeckt die letzte funktionierende Birne der Nachttischlampe als ihre Bühne. Sie tanzt. Zu so später Stunde. Eine Uraufführung ihres ersten Stückes, so sagt sie zu Beginn. Ihres vielleicht letzten Stückes. Und sie tanzt so, als wäre es ihr letzter Tag auf Erden. Und sie weiß es nicht. Sie kann es nicht wissen. Ich könnte einwirken, aber lasse es. Lass sie leben. Nun bewegt sie sich zu fantastischen Tönen des Sommers der Vierjahreszeiten von Vivaldi. Sie begeistert mich. Verbrennt sich nicht an der Lampe. Sie schwebt, eine verblüffende Leichtigkeit. Benimmt sich, als wäre es der letzte Tanz. Und ich?

Ich sitze hier, in einer gering beleuchteten Kammer vor meinem PC. Versuche über das World Wide Web Kontakte zu schließen, mich zu informieren, zu diskutieren, mein Leben zu planen und es gleichzeitig weg zu schmeißen. Versuche mich abzulenken. Von was? - Ich kann es nicht sagen. Sitze wie abertausende vor diesem Dreck. Probiere meine Nöte und Ängste loszuwerden - schaffe es nicht. An niemanden, vielleicht eine oder zwei Personen. Verachtend! Der Kontakt zur Außenwelt bleibt mir verwehrt. Kann mich nicht mehr artikulieren. Kann mich nicht mehr hören. Weiß nicht wo ich bin. Bleibe verwirrt. Und wenn doch, dann nur mit den „einzig wirklichen Menschen [,die für] mich die Verrückten [sind], die verrückt danach sind zu leben, verrückt danach zu sprechen, verrückt danach, erlöst zu werden, und nach allem gleichzeitig gieren – jene, die niemals gähnen oder etwas Alltägliches sagen, sondern brennen, brennen, brennen, wie phantastisch gelbe Wunderkerzen, die gegen den Sternenhimmel explodieren wie Feuerräder, in deren Mitte man einen blauen Lichtkern zerspringen sieht, so dass jeder „Aahh!“ ruft.“[1] Und wenn mir auch diese Momente der Verrücktheit noch so gut gefallen. So bleiben sie kein Dauerzustand. Es wäre zu leicht. Es wäre zu schwer. Wieso? - Ich kann es nicht sagen. Ich lasse nichts aus. Raste bald aus. Ich brenne, und nicht wie ein Osterfeuer. Sondern wie vier Flugzeugträger, drei Space-Shuttles und ein Würzburg 1945. Ich tue mir schwer. Kann dir und dir nicht sagen was ich für dich empfinde. Sei es Abneigung, sei es Zuneigung. Kann dich nicht so sehen wie du bist. Sondern nur wie durch meine stets verdreckte Brille von Fielmann. Werde meine Gefühle nicht los. Ich habe Angst, ein leben lang. Vermassele ich es wieder? Sollte ich mit dir reden? Sag mir es doch! Du bist so kompliziert. Ich bin so kompliziert. Wir – wer auch immer das ist – sind kompliziert. Ich kann es nicht verstehen. Ich handele nicht als ich. Vielleicht als wir. Wahrscheinlich wäre es prozentual auszurechnen. Vielleicht aber auch nicht. Warum nicht? Warum sind wir so schrecklich verklemmt. Kann nicht reden. Es ist nicht einfach. Ich verstehe es nicht. Komme damit nicht klar. Will dir etwas sagen, kann es nicht. Meine Zuneigung dir gegenüber äußern? Puhhh. Ich habe Angst. Weine. Ziehe mich zurück. Ablenkung. Finde mich wieder vor dem PC. Verstecke mich vor der Langeweile. Die Langeweile, die so schrecklich erdrückend ist. Die mich fertig macht. Die mir Kummer bereitet. Ein Leben lang. Bis auf, es verändert sich etwas. Ich kann nicht hoffen. Nicht so lange warten. Und die Aussicht ist so trüb!

Raste irgendwann aus. Zünde alles an. Verweigere mich allem. Und das werde nicht nur ich sein. Das werden wir sein! Wir, die Individuen und wir können tanzen. Die Ballnacht ruft! Nächte lang, wie diese Fliege vor mir. Wie diese, die so glücklich schwebt und summt. Ihres Lebenswillen hier ist. Und es wird noch davon berichtet werden. Von einem Tanz um die Welt. Nein, auf der Welt!

So lasst uns die Platte sanft und vorsichtig zum Plattenspieler tragen. Die Boxen zur Straße. Und in einer unvorstellbaren Lautstärke, die die Welt noch nicht gehört hat, dass Lied der tanzenden zum Tanze spielen. Tanzen und trampeln, bis die Beine vor Müdigkeit zurückschrecken und das Pflaster frei gemacht wird. Wir den Strand zu Gesicht bekommen.

„Sous les pavés, la plage“

Karl von Medina

---

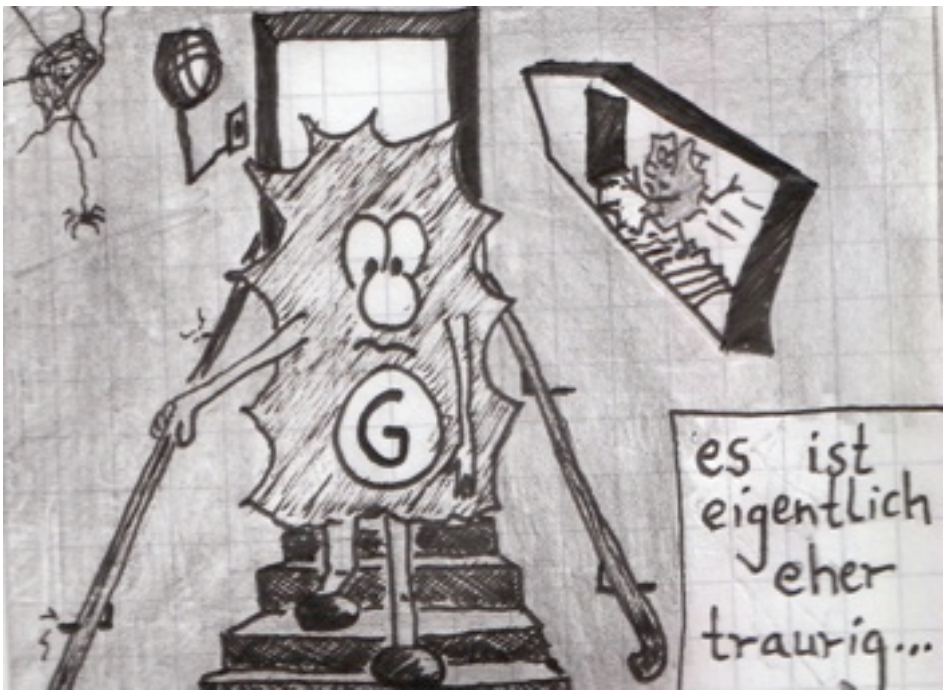
1 Jack Kerouac – On the Road

10 Thesen zum Wert der Arroganz

1. Die Gegenwart wird durch die Ideologie der Postideologie bestimmt. Unversöhnliche Standpunkte scheinen nicht mehr zu existieren, jede Debatte wird zum Diskurs, der zum Konsens treibt.
2. Die Addition aller Debatten, die keine Unversöhnlichkeit kennen, nennt sich Postmoderne. In ihr vollendet sich die unbewusste Demut gegenüber dem Kapitalverhältnis.
3. Die Folge des Absterbens der Unversöhnlichkeit ist ein empfundenes Wir. Dieses Wir ist als verinnerlichte Ressource zu betrachten, an die in (ökonomischen) Krisenzeiten appelliert werden kann, um vereinzelte Menschen zu VolksgenossInnen zu machen.
4. Die Postideologie hat sich längst alle öffentlichen und privaten Debatten zu eigen gemacht: Was früher Authentizität oder Prinzipientreue war, wird heute als Arroganz bezeichnet und geächtet. Eine Diskussionshaltung, die nicht von vorne herein konsensual wirkt, kann wegen der postideologischen Deutungshoheit über die Begriffe als ideologisch gebrandmarkt werden, wobei die Ideologie des Kapitalismus unbehelligt bleibt.
5. Die Gegenwart hat die Fähigkeit verloren, Arroganz und Unversöhnlichkeit zu unterscheiden. Beide Begriffe sind ihrer einstigen Bedeutung beraubt und fallen zusammen.
6. Hochmut ist eine Haltung, die soziale Distanz verdeutlicht. Eine Gegenwart, die keinen Streit ohne Versöhnung kennt, strebt daher danach, die Arroganz als Feind des Friedens auszumerzen.
7. Anstand ist die zur Tugend erhobene Akzeptanz der Umgangsformen, die die Herrschaft des falschen Wir über das Ich möglich machen. Arroganz ist eine Haltung, die keinen Anstand kennt.
8. Wer als arrogant bezeichnet wird, verweigert sich der konsensualen, postideologischen Debattenkultur, in der jede Feindschaft zur Freundschaft werden kann, und Krieg zu Frieden wird.
9. Wer als arrogant bezeichnet wird, kann als VerneinerIn des postideologischen Konsenses angesehen werden. Hochmütig vorgetragene Standpunkte nämlich stehen für sich selbst und für ihre Wahrheit, statt in der Beliebigkeit der postmodernen Wahrheiten zu verschwinden.
10. Arroganz ist daher keine negative Eigenschaft, sondern ein Prädikat, das sich der Selbstverneinung gegenüber dem Kollektiv verweigert und auf die Möglichkeit der Emanzipation hinweist.

Gruppe Arrogante KommunistInnen

Über das Gemeinwesen Teil 2



Über den richtigen Gebrauch der Städte und der Worte

Teil I von Vince O'Brian

„Das Proletariat kann die Städte nicht einfach in Besitz nehmen und für seine eigenen Zwecke in Bewegung setzen, sondern das ganze Gefüge der Städte muss zerschlagen werden, und zwar hinsichtlich jeder einzelner seiner Funktionen.“

letzter hype Ausgabe soundso, Seite soundso, von wem, weiss ich nicht mehr. Zitat ähnlich.

Die Strassen gehören uns nicht, sie sind Feindesland, und man begibt sich nicht gerne darauf. Das liegt nicht nur daran, dass man zu träge und zu ängstlich ist, sondern die Strassen und die Gebäude und alles, was gemacht worden ist, sind eigens so gemacht.

Die Öffentlichkeit, das ist der Ausschluss der Einzelnen von ihrem gesellschaftlichen Wesen. (Die Privatheit ist umgekehrt nur ihr Mangel ihres individuellen Wesens.) Und die Städte und ihre Architektur vollstrecken diesen Ausschluss.

1

Die Städte sind gegliedert in Stadtteile, die gegeneinander verschiedene Funktionen haben; für die verschiedenen Verrichtungen des Lebens sind verschiedene Räume eingerichtet, weil diese Verrichtungen voneinander getrennt worden sind. Die Trennung, ja die Zerrissenheit des Lebens spiegeln sich also in den verschiedenen Teilen der Städte wieder; die Architektur der Städte ist eine Architektur der Depravation, der Degradation, die das Leben in verschiedene Verrichtungen zerreisst, die nicht anders als durch das Geld aufeinander bezogen, also entfremdet sind: entfremdete Mühe, und entfremdeter Genuss.

Die Menschheit wohnt heute in Städten. Die Zeiten, als die grosse Mehrzahl in Dörfern wohnte, ist lange vorbei. Die Moderne hat den Gegensatz zwischen Stadt und Land, der für alle bisherige Geschichte so entscheidend gewesen ist, eingeebnet, so wie sie die Geschichte selbst eingeebnet hat. Die Städte sind heute, ihrer Bestimmung nach, so ungeschichtlich wie früher die Dörfer, ja noch mehr: die Dörfer haben früher noch je nach der Zeit in die Geschichte eingegriffen, sei es als Revolte, sei es als Reaktion; auf den Mauern der Städte aber steht heute eingraviert, was Debord nur für die Vorstädte gelten lassen wollte: „Hier wird nie etwas geschehen, sowenig wie hier je etwas geschehen ist.“

Die Moderne hat aber die Dörfer erledigt, sie sind heute überall entweder leer oder sie sind von den Städten aufgefressen, und nirgendwo auf der Welt lebt man heute anders als in den Städten; die Städte haben die Dörfer in ihre Elendsviertel aufgesogen, und in den fortgeschrittenen Teilen der Welt schon angefangen, die entwurzelten Massen wieder auf die Dörfer auszuspeien. In Deutschland heute sind die einzigen wachsenden (oder: nicht verfallenden) Teile der Dörfer nicht mehr zu unterscheiden von den Vorstadtsiedlungen.

2

Die Städte haben aber nicht nur die Periferie, sondern auch die Zentren aufgefressen, und gleichzeitig mit der Ausdifferenzierung der Stadtteile nach ihren Funktionen ist eine gewaltige Nivellierung geschehen; es ist jetzt überall gleich lebensfeindlich, obwohl es überall anders ist; mit der Auslagerung der Menschenmassen in die Vorstädte ist die Innenstadt zu einer toten Meile geworden, die nur noch für den Verkauf da ist, ohne dass man dort wirklich noch etwas kaufen könnte; niemand betritt die Innenstadt mehr, der nicht aus einem Dorf kommt.

Man wohnt in den Aussenbezirken, man arbeitet in den Aussenbezirken, man kauft ein in den Aussenbezirken. Nirgendwo ist man einsamer, und hat längere Wege, als wenn man in den Innenstädten wohnt. Es ist auch sinnlos geworden, in den Innenstädten nach so etwas wie einer Öffentlichkeit zu suchen. Es gibt dort nur noch tagsüber die Kund/inn/en der Kleidergeschäfte, und nachts die Gäste der verbliebenen Bars und Bierlokalen, die die örtlichen Eigentümer ärgern, weil sie ihnen auf die Strassen kotzen.

Die tatsächliche Entwicklung hat erreicht, was der Staat nicht geschafft hat, obwohl er es zweifellos versucht hat: den „kommunikativen Gemeingebrauch“ aufzuheben. Niemand weiss, aus was für einem missleiteten Reflex allerdings nur noch junge Linke und andere Studenten ihre Kundgebungen in die Innenstadt leiten, wo sie noch si-

cherer unbemerkt bleibt als sogar im Neuen Hafen.

Die Innenstädte als gesellschaftliche Zentren haben aufgehört zu bestehen, sie dienen nur noch zur Präsentation der Waren, aber auch nur noch derer von ungewissem Nutzen. Alle Versuche von Verwaltung und Handel, die Innenstädte „wieder attraktiver zu machen", beweisen nichts anderes. Dass sie nicht gelingen können, ist ihnen schon vorgezeichnet. Auch die am besten gemeinte Architektur wird es nie schaffen, vergessen zu machen, dass sie dieselbe Funktion hat wie diejenigen polizeilichen Vorschriften, die das Lagern und Übernachten verbieten. Sie ist nur ihre Verlängerung.

3

Um die Innenstädte herum liegen meistens gemischte Wohngegenden, aus denen sich das produzierende Gewerbe erst langsam zurückzieht und denen noch anzusehen ist, dass sie einstmals Stadtränder waren. Hier, in der vergessenen Halbperiferie, findet man Zonen von Grünanlagen, und vor allem Verkehrstrassen; diese Gegend ist wegen eines unerklärlichen Mangels an Vorsicht die bevorzugte Lage, durch die der grössere Teil des städtischen Verkehrs geleitet wird. Namentlich der Anschluss zum Fernverkehr setzt meistens, auch von den Aussenbezirken, hier an.

Aus verschiedenen Gründen finden sich hier auch, im Windschatten bestehender oder aufgegebener Verkehrsmittel, eine ganze Reihe von ungewöhnlichen Umgebungen.

Die grossen Verkehrswege wirken wie Barrieren, die nach der einen Seite die Innenstadt von den Aussenbezirken abschneiden, nach der anderen Seite durch ihre Ausfallstrecken die einzelnen Stadtteile voneinander trennen. Zwischen den Strassen: das ist die passende Bezeichnung für das Leben in den Stadtteilen.

Die erwähnten Zwischenzonen, weit entfernt davon, die einzelnen Teile der Stadt zu verbinden, trennen sie paradoxerweise ganz und gar, obwohl sie wie dazu gemacht erscheint, zum Zwecke der Aufhebung dieser Trennung in Beschlag genommen zu werden. Aber daran denkt heute niemand.

4

Ausserhalb dieser Zone fangen die getrennten Viertel an. Hier gibt es ganze Gegenden voller Mietshäuser, die alle gleich aussehen, gruppiert um Strassenzüge, die auch alle gleich aussehen - aber niemand wagt, sie scheusslich zu nennen, denn es gibt noch weit schlimmeres.

Dann gibt es Gegenden mit grossen betonenen Wohnkasernen, im Stile der Hochmoderne, mit oder ohne menschenfreundlich gemeinte Auflockerung durch Grünanlagen.

Und schliesslich gibt es die höllischen Ein-Familien-Haussiedlungen. Alle diese Gegenden unterscheiden sich nach Schichtzugehörigkeit, Zusammensetzung und dem Grad der möglichen sozialen Interaktion, nach dem Mass der Bekanntheit und der Sichtbarkeit der Einzelnen untereinander, und damit nach der Art, wie ihre Funktion subvertiert werden könnte.

Daneben gibt es die Zone der Baumärkte und Autohäuser und insgesamt des ganzen aus der Stadt ausgelagerten Handels. Hier herrscht grosser Personendurchsatz und geringe Stetigkeit vor. Die menschliche Interaktion beschränkt sich auf das geschäftlich notwendige. In diesen Zonen könnte in vieler Hinsicht an Praxen angeknüpft werden, die in Innenstädten erprobt sind, aber niemand denkt daran, weil es dort einfach zu langweilig ist. Niemand bleibt dort freiwillig lange.

Und zuletzt kommen die Gegenden der Produktion, je nach Gegend kleine Werkstätten oder grosse, hermetisch abgeschottete Industrieanlagen. Hier trifft man kein Publikum an. Kein Vogel verirrt sich gerne hierher. Hierher kommt niemand, der nicht Lohn dafür bekommt. Was man hier trifft, arbeitet dort. Je nach Art der Betriebe macht sich, wer zu lange herumlungert, dem Werkschutz verdächtig. Jede Menschenansammlung fällt auf.

5

Das sind die Arten der Stadtteile, grob geordnet nach ihrer Funktion. Krankenhäuser oder Universitäten lasse ich beiseite. Im nächsten Teil werde ich verschiedene Formen subversiver Tätigkeit erörtern, und in den Kontext dieser verschiedenen Fragmente der Stadt setzen. In einem letzten Teil schliesslich untersuche ich, welche Schwierigkeiten der subversiven Tätigkeit mit den Ende der Öffentlichkeit noch verbunden sind, und ob und wie sie sich davon wird erholen können.

Eine Sammlung des Besten aus dem würzburger Stadt- und bayerischem Landesrecht, geschrieben als Anleitung zur Erkundung des öffentlichen Raumes,

als Anhang zum „Richtigen Gebrauch der Städte".

Unter besonderer Berücksichtigung neuerer Bestrebungen zur weiteren Verödung der Innenstädte.

Von Vince O'Brian

1

Es ist vielleicht nicht ganz uninteressant, einen kleinen Überblick darüber zu bekommen, was für Dinge man in Würzburg alles nicht darf; und namentlich was für Dinge, die unserem Interesse an irregulären Aktivitäten entsprechen. Es geht nicht darum, eine Art Rechtsratgeber für legales Verhalten zu erstellen; unsere Aufstellung zeigt vielmehr ausführlich, wie sinnlos das wäre. Das Verwaltungsrecht spannt im Namen nicht so sehr der Sicherheit wie der Ordnung ein dichtes Netz von Verboten um das städtische Leben, weil, wie sich zeigen wird, seine Aufgabe gerade ist, das Regime der Trennungen aufrechtzuerhalten, das die Städte so oppressiv und lebensfeindlich macht.

Diese Verbote müssen gar nicht eingehalten oder durchgesetzt werden, es reicht, wenn sie bestehen und selektiv gegen besonders unerwünschte Menschengruppen eingesetzt werden können. Was einer Horde Söhne aus gutem Haus erlaubt ist, ist einer Ansammlung von Wohnungslosen vielleicht nicht erlaubt; so wie natürlich das Polizeiaufgabengesetz bei verdachtsunabhängigen Personenkontrollen nichts über der Hautfarbe derer schreibt, die dann meistens kontrolliert werden. Das gehört zu derjenigen Schicht von Willkür und polizeilichen Übergriffen, ohne die keine Rechtsordnung bestehen kann.

Zuletzt aber gibt es diese Vorschriften, man darf das nie vergessen, nicht, weil irgendwelche Fanatiker der Ordnung sie geschaffen haben, und man ihrer auch entraten könnte. Man könnte nicht. Es mag sein, dass sie aussehen, und vielleicht auch zustandegekommen sind, wie Vorschriften, die uns von den Fanatikern der Ordnung durch Zwang auferlegt worden sind. Dass sie Vorschriften werden konnten, also allgemeiner Wille, kommt daher, kommt daher, dass sie dem Geist der Städte entsprechen: der Langweile, der Trennung, des Ausschlusses vom gesellschaftlichen Wesen.

2

Es gibt auf wuerzburg.de zwei einschlägige Vorschriften: die Sicherheitsverordnung und die Sicherheitssatzung der Stadt Würzburg, die eigentlich vergleichbare Materien regeln und teilweise wortgleich sind.

Verboten ist demnach nach:

§§ 3 Sicherheitssatzung, 3 Sicherheitsverordnung: sogenannte Verunreinigung, von Abfall über Glasbruch und Notdurft (!) bis hin zum Bemalen und Bekleben von Strassen, ausser Strassenkreidemalerei (Geldbusse bis 2.500 Euro)

§ 4 Sicherheitsverordnung: Verteilen von Flugblättern an Kfz und Fahrradfahrer, die am Strassenverkehr teilnehmen (d.h. nach StVO auch, die parken!), sowie an Fussgänger, wenn diese sich etwa an Kreuzungen oder zu Stosszeiten oder sonstwie „zielgerichtet bewegen", also eigentlich, muss man sagen, immer; sowie Abwerfen von Flugblättern. Entstehen durch Flugblätter Verunreinigungen, kann der Verteiler in Anspruch genommen werden (hahaha). (Geldbusse bis 1.000 Euro, nicht unter 25 Euro)

§ 5 Sicherheitsverordnung: Plakatieren ausserhalb der vorgesehenen Flächen, insbesondere an „Bäumen, Masten, Brücken, Stützmauern, elektrischen Verteilerkästen, Containern, Papierkörben und Telefonzellen". Bei Werbung für Veranstaltungen kann der Veranstalter in Regress genommen werden (hahaha). (Geldbusse: bis 1.000 Euro)

§ 4 Sicherheitssatzung: Grillen, ausser auf vorgesehenen Flächen (Himmelpforten und Lucknerweiher); draussen übernachten, oder zelten; betteln; Bänke und Wasserflächen betreten; mit Skateboards auf Hindernisse fahren oder springen; ausserhalb von Aussenausschankflächen zum Alkoholtrinken sich aufhalten oder „verweilen", „soweit dadurch die öffentliche Sicherheit und Ordnung beeinträchtigt werden kann"; in den Grünflächen Veran-

staltungen abzuhalten oder politisch oder wirtschaftlich zu werben; auf öffentlichen Plätzen zu „lagern“; im Ringpark Fussball zu spielen. (Geldbusse bis 2.500 Euro, bei Alkohol nicht unter 25 Euro)

§§ 8, 10 Sicherheitsverordnung: Geräuschvolle öffentliche Vergnügungen nicht vor Schulen und Kirchen während Gottesdienst oder Unterricht, ausser natürlich Jahrmärkte und Volksfeste. Musikwiedergabe nicht während der Nachtruhe, nicht so, dass andere dadurch „erheblich“ belästigt werden. (Geldbusse: bis 1.000 bzw. 2.500 Euro)

Wie man sieht, ist so ziemlich jede nicht kommerzielle Aktivität ausserhalb der eigenen Wohnung verboten und mit „nicht unerheblichen“ Geldbussen bewehrt. Das bayerische Versammlungsgesetz, das in diesem Heft auch schon einmal besprochen worden ist, muss man sich noch hinzudenken. Die klare Gesetzeslage legt insgesamt nahe, dass die „öffentliche Ordnung“ tatsächlich, wie es in diesem Blatt auch schon einmal hiess, nichts anderes als der Ausschluss des Proletariats von den Mitteln des Ausdrucks, mehr noch, der Ausschluss der Einzelnen von ihrem gesellschaftlichen Wesen ist.

3

Diese Regelungen werden nicht korrigiert werden, sie sind kein Exzess der Ordnung, sondern nur ihr harmloser Anfang. Sie sagen viel aus über die Gesellschaft, die sie sich gibt. In den seltensten Fällen werden sie schon angewandt, aber auch das wird noch kommen. Die Gesellschaft bedarf ganz einfach, um das Regime ihrer voneinander getrennten, einander entfremdeten Verrichtungen aufrechtzuerhalten, solcher Regelungen, die nichts anderes verbieten als jede Form von elementarer Lebensäusserung im öffentlichen Raum.

Es geht den würzburger Bürgern alles noch nicht einmal weit genug: die Initiative würzburger Waffenhändler und Politiker Bernd Mars hat noch weitergehende Wünsche. Sie fordern neue Sperrzeiten, mehr Polizei und Ordnungsdienst, Videoüberwachung und Alkoholverbote und restriktivere Handhabung des Ordnungsrechts gegenüber der Gastronomie, alles, aber vor allem weniger Leute auf den nächtlichen Strassen.

Es ist ihnen noch nicht genug Polizei in Würzburg! Und man darf sich darauf verlassen, dass sie ihre Forderungen mindestens teilweise durchsetzen werden: auf den Widerstand Unternehmer, die am Alkoholverkauf verdienen, braucht man nicht warten; in Würzburg waren sogar die Tankstellen bereit, den Alkoholverkauf einzustellen, freiwillig (verbieten hätte man es ihnen gar nicht können, wahrscheinlich). Und es ist alles immer noch nicht genug: ruhig und beschaulich wollen sie es haben, die Würzburger und andere Waffenhändler.

Linksradikalismus und Fussball

Über einen Zusammenhang, den man mir noch einmal erklären muss

Mein Onkel wippte ungeduldig auf seinem Sitz umher, nippte hastig an seinem Bierchen. Kein Tor für den Club, seit etlichen Spieltagen. Kein Sieg für den Club: wie sooft. Fluchende Papas und mitfiebernde Söhne überall um mich herum. Wir schreiben den Frühling des Jahres 1991 und es war das letzte Mal, dass ich mit einem Verein mitfieberte.

Ich habe das Interesse am Fußball seit Langem verloren. Umherstreifende Männerhorden, die am Wochenende dann und wann die Innenstädte bevölkern und Dinge rufen, die ich nicht verstehe, machen mir mittlerweile eher Angst. Und die Zeit, die viele Menschen einem simplen Ballsport widmen, scheint mir sinnvoller genutzt, wenn ich Nachmittags noch im Bett liege. Dennoch zählen sich einige meiner Bekannten, mit denen ich auch politisch d'accord gehe, zu Anhängern von diesem oder jenem Verein. Und mehr als das: Es scheint für sie ein Zusammenhang zu bestehen zwischen linksradikalem Sein und dem Selbstverständnis als Ultra. Seit vielen Jahren versuche ich, diesen Zusammenhang nachzuvollziehen. Es klappt einfach nicht. Dieser Text versucht nachzuzeichnen, was mir so widersprüchlich vorkommt an der Gleichzeitigkeit von emanzipatorischem Linksradikalismus und Fußballfanatismus. Er ist eindeutig als Aufforderung zu verstehen, im nächsten Hype auf die Unterstellungen zu reagieren, die den ganzen Artikel durchziehen.

Linke Lokalpatrioten tun, was linke Lokalpatrioten eben tun: Am Wochenende stehen sie in der Innenstadt, um gegen das böse neue Einkaufszentrum zu demonstrieren, das vollgestopft sein wird mit seelenlosen Fastfood-Ketten. Montag ein Gruppentreffen im Stadtteilladen xy, Dienstag das Engagement für das Bürgerbegehren „Rettet den Feldhamster!“ und am Donnerstag ein Gespräch mit dem Stadtrat der Linkspartei. Wenn sich mal Nazis in der Stadt breit machen, dann steht man auf: Für seine Stadt. Für die Heimat. Sitzt man mit „Zugereisten“ am Tisch, so redet man gerne über seine Stadt: Über das köstliche Essen, die glorreiche Geschichte, die herzlichen Leute, den tollen Verein. Am Wochenende geht man ins Stadion, aber nicht nur um die Mannschaft anzufeuern. Man geht auch ins Stadion um „gegen den modernen Fußball“ zu sein oder gegen den Umbau des Stadions zu einer „Kommerzarena“.

Alles schön und gut. Man nennt das Ganze „zivilgesellschaftliches Engagement“ und ich will ja den jungen PolitikantInnen nicht ihren Spaß verderben. Selbstverständlich ist es gut, wenn bestimmte Ultrasgruppen zum Beispiel rassistische Sprüche aus dem Block verbannen. Die Revolution ist das aber nicht, sondern es ist Lokalpolitik. Heimataktivismus, der zwangsläufig die gleichen verkürzten Formen annehmen muss, wie jedes andere Anliegen, dass seine Polis liebt, anstatt sie in Stücke reißen zu wollen. Man könnte näher auf Sprüche der Ultras eingehen - wie z.B. „Gegen den modernen Fußball“- was genauso sinnvoll ist wie sich gegen den modernen Kapitalismus zu stellen, weil der alte doch so wohlfühlwarm war- aber darum soll es im Folgenden nicht gehen.

Schauen wir erst auf den Mikronationalismus, den Fußballfans ausüben: Die Stadt ist der positive Bezugspunkt, für den Gesungen und sich ab und zu auch geprügelt wird. Aus einer loser Ansammlung von Menschen, die nur das Elend der Wertverwertung eint, wird eine Gottheit: der Verein, die Stadt. Heimatidentität, die Sicherheit und Geborgenheit stiftet in dieser ach so kalten Welt. Im Stadion geht es ja eben nicht nur um eine Mannschaft von 11 Leuten, die man ganz sympathisch findet, sondern es geht um die Ehre der Stadt. Und so agiert man aus der Masse der Fans heraus, lässt sich mitreißen mit einer Masseneuphorie im Block, in der das Individuum verschwindet und der Verein alles ist. Weil man so viel von seiner Stadt hält, fährt man hunderte, zum Europapokal sogar tausende Kilometer weit, um diese zu verteidigen wider die fremden Mächte. Dann und wann, je nachdem, welche Erlebnisse man in dieser Stadt bereits erlebt hat, wird die Fanszene zu einem Mob, der die gegnerischen Fans nur aufgrund ihres Wohnsitzes verabscheut, auch mal die feindliche Innenstadt verwüstet oder Menschen mit unpassenden Fanschals auf die Fresse haut. Im kleinen kommunalen Rahmen vollzieht sich das, was man doch im Großen so verabscheut: eine Art von Mikronationalismus. Die Identifikation

mit seiner „Scholle“ und Kultur. Wie kann ich also jemanden ernst nehmen, der am Freitag auf einer Demo „Nie wieder Deutschland!“ ruft, und am Samstag „Kniet nieder ihr Bauern- denn Frankfurt ist zu Gast“ grölt? Wie kann man Nazis dafür verurteilen, dass sie das Ausland hassen, wenn für einen das verhasste Ausland schon in der nächsten Großstadt anfängt? Welcher Zusammenhang zwischen antinationalem Linksradikalismus und Fanszene bleibt also, wenn man die MobAction-Jäckchen, Carhartt-Hosen und Antifa-Buttons weg lässt? Eigentlich gar keiner. Gerade die Linke besitzt seit jeher eine naive Sympathie für das „Volk“, dass doch nur von den bösen Kapitalisten verführt werde, ansonsten aber die Freiheit wolle. Dieser linke Antiimperialismus wird zum Glück von vielen mittlerweile verlacht bis verhasst. Die linke Fanszene würde sofort auseinander brechen, wenn sie damit aufhören würde, ihre Stadt zu lieben. Denn wer kann sich eine Fanszene ohne positiven Bezug auf die Heimat denken? Ich zumindest nicht.

Verstörend ist für mich auch die empfundene Gemeinsamkeit der Ultrasszene. Ein Großteil der Ultras in Deutschland versteht sich eher als unpolitisch, dann und wann schmückt man die Tribüne mit etwas wie einem Che-Guevara-Doppelhalter. Che Guevara passt in diesem Zusammenhang ziemlich gut zu den meisten Ultras, gibt es doch kein bedeutungsleereres popkulturelles Symbol als das Konterfei des gefallenen Revolutionärs. Im Fanblock aber, da gehören alle zusammen. Da schließt es sich nicht aus, dass man am einen Tag zusammen seine Stadt supportet, während anderntags die einen Antifas sind, die anderen im Freien Widerstand. Und laut meiner spärlichen Internetrecherche trifft sich die Szene sogar bei nationalen Ultraskonferenzen. Offenbar scheint vielen Ultras die „Bewegung“ derart wichtig zu sein, dass man die politischen Fragen außen vor lässt, um die „Sache“ an sich nicht zu gefährden. Kann man sich ein Skinheadtreffen vorstellen, bei dem Redskins friedlich neben den Skinheads Sächsische Schweiz sitzen und in gemeinsamen Workshops über die Skinheadbewegung debattieren? Oder ein Skinheadfestival, bei dem Sharpskins gemeinsam mit Combat 18 die Ehre ihrer Stadt verteidigen? Wohl eher nicht. Wenn die Verbindung von bestimmten Ultras und dem Linksradikalismus mehr als Mode wäre, müsste man sich dann nicht von einem Großteil der eigenen Fans und der deutschen Ultrasszene distanzieren? Mehr noch: Müsste man dann nicht schreiend aus dem Stadion laufen?

Abgesehen vom Aspekt des Lokalpatriotismus besitzt die Szene noch einen weiteren Aspekt, der doch eher an rechte Stammtischbrüder erinnert als an eine Gruppe mit emanzipatorischem Potential: Ultras sind zum größten Teil Männerbünde. In der Antifa-Szene, die ebenso als männerbündelnder Kreis zu verstehen ist, wird wenigstens noch über Geschlechterrollen und Mackermilitanz diskutiert. Dem Selbstverständnis von überwiegend männlichen Ultrasgruppen unterstelle ich, dass ihre männliche Selbstidentität stark von Selbstzuschreibungen wie „Stärke“ und „Aggressives Auftreten“ gekennzeichnet ist. In Gruppen und natürlich oft nach ein paar Bier verhält sich dann die ach so linksfühlende Szene doch wie eine Horde rechter Dorfgesichter auf der Weinfest, die auf jede Gelegenheit warten, um jemandem auf's Maul zu hauen. Frauen scheinen nur am Rande eine Rolle zu spielen: Als Freundinnen, die vielleicht mal zu einem Spiel mitfahren, meistens aber zuhause bleibe. Wie fundiert kann das linksradikale Selbstbild eines Ultras sein, wenn die männliche Virilität, die man selbst verkörpern möchte, so überaus unangetastet bleibt? Wenn ich bei Ultras in Horden nichts erkennen kann außer eine männliche Identität, die sich selbst auf Muskeln und Samenstränge reduziert?

Der einzige Zusammenhang zwischen emanzipatorischem Linksradikalismus und Fußball ist wohl der modische Aspekt. Die Absage an jegliche Form von Lokalpatriotismus, Heimatduselei und Männergepose ist ein Ziel, dass mit Fußballfanatismus recht wenig zu tun hat.

Love minigolf, hate football!

Benjamin Böhm

Späte Anmerkungen anlässlich der „Thesen über Scheitern, Konsequenz und Gebrauchswert des Autonomen Antifaschismus“[1]

Der autonome Antifaschismus, auch bekannt als „Antifa“, sei als politisches Konzept aufgrund der Unfähigkeit zur Kritik der Gesellschaft und ihrer inhärenten Ideologien gescheitert, „hat sich selbst ad absurdum geführt“, weshalb ihm der „Gebrauchswert als eines der letzten Milieus, in dem der Gedanke der Überwindung des Staates hauste und haust“ genommen wurde. Deshalb habe die ganze Veranstaltung schon längst einen affirmativen Charakter zum Staat und sei überhaupt heutzutage nicht viel mehr als ein „popkulturelles Phänomen der radikalen Linken für Jugendliche“. So wenig falsch diese Kritik ist, so wenig redet sie über das eigentliche Problem, nämlich: das Verhältnis des Antifaschismus zur bestehenden Gesellschaft und ihrer Überwindung, sowie die Rolle der Antifa in dieser Konstellation. Mit der Bestimmung dieses Verhältnisses müsste eine Darstellung dessen, was Gegenstand einer kommunistischen Kritik ist, also des Kapitalismus und des Faschismus, einhergehen.

Klar, das ist zu viel für einen Artikel und war in den Thesen vermutlich auch gar nicht intendiert. Auch wenn die Kritik am autonomen Antifaschismus nach wie vor, angesichts seiner bleibenden zentralen Bedeutung für die radikale Linke, eine notwendige und begrüßenswerte Angelegenheit ist, so gibt es diese Kritik doch schon eine Zeit lang und sie besitzt auch einen gewissen Bekanntheitsgrad. Das Problematische an vielen dieser Kritiken, was auch auf die Thesen zutrifft, ist ihr Verharren in den Kategorien der Politik und der Symbolik, die letztlich weder mit dem Konzept Antifa, das doch gescheitert sein soll, noch mit der affirmativen Sphäre, in der es sich abspielt, brechen kann. Das zeigt sich explizit in den Thesen, wenn Gruppen, die sich am autonomen Antifaschismus orientieren und deren Unzulänglichkeit gerade noch nachgewiesen wurde, aufgefordert werden, Kritik am strukturellen Antisemitismus und am Antizionismus zu üben. Dabei darf diese eingeforderte Kritik aber kein Selbstzweck sein, sondern geht auf die Abschaffung seines Gegenstandes. Gerade weil die Antifa, aufgrund ihrer eigenen Beschränktheit, diesem Anspruch niemals nachkommen kann, sollten sich eigentlich auch die Appelle an sie erübrigen.

Die Kritik des autonomen Antifaschismus als politisches Konzept, das bar jeder Radikalität ist und es nicht vermag das Bestehende kritisch auf den Begriff zu bringen, ist richtig, wird aber falsch, wenn die Voraussetzungen verschwiegen und als möglicherweise erhaltenswerte unausgesprochen im Hintergrund gehalten werden. So bleiben die scheinbar konkreten kritischen Sachverhalte, die in den Thesen benannt werden, aufgrund des Ausbleibens einer Kritik, die den gesellschaftlichen Zusammenhang des Kritisierten darlegt, nur schlecht-abstrakt.

Diese Darlegung des gesellschaftlichen Zusammenhangs, in dem sich natürlich auch die Antifa befindet, muss auch eine generelle Kritik der (radikalen) Linken - die heilige Kuh, die niemand schlachten will - einschließen. Ich beziehe mich dabei auf die um das Jahre 1968 sich konstituierende „Neue Linke“, aus der sich meines Erachtens auch die heutige Linke entwickelt hat und die schon alles das, was der Antifa vorgeworfen wird, als Bestandteil in sich getragen hat.

Es ist vor allem der Bezug auf den Staat, der von offener Affirmation bis hin zu einer mechanischen Ableitung keiner grundlegenden Kritik unterzogen wurde. Der Staat ist weder eine überhistorische Institution, die dem menschlichen Gemeinwesen qua Natur zukommt, noch ein bloßes Werkzeug der herrschenden Klasse, das sich, je nach eigenem Bedarf, handhaben lässt. Der Staat ist das notwendige Pendant zum Kapital – es gibt das eine nicht ohne das andere.

Bedeutend für die Kritik an der Antifa ist der damit einhergehende positive Bezug auf die Politik, die nicht etwa als eine notwendig an den Staat gekoppelte Bewegungsform, sondern als ein neutrales Feld der Auseinandersetzung verstanden wurde, auf dem jeder und jede ganz pluralistisch das eigene Anliegen vorbringen könne. Eine kommunistische Staats- und Politikkritik hingegen weiß, dass es solch einen luftleeren Raum nicht gibt und alle Auseinandersetzungen (außer dem „letzten Gefecht“) sich nur um gegebene Antinomien drehen können und sich letztlich immer auf den staatlichen Souverän beziehen müssen oder zumindest früher oder später von diesem eingeholt werden. Die Linke war nicht nur in dieser Spiegelfechterei der Politik befangen, sondern ist überhaupt erst konstitutiv aus ihr hervorgegangen. Die kommunistischen KritikerInnen kamen zwar immer aus der Linken, aber wurden erst zu KritikerInnen, indem sie sich fundamental von der Linken absetzten.

Der Antifaschismus ist demnach keineswegs ein radikales Projekt, das über das Bestehende aus sich selbst heraus hinausweisen kann, sondern seinem Begriff und Wesen nach auf dem Feld der Politik angesiedelt. Das heißt natürlich nicht, dass die einzelnen ProtagonistInnen des Antifaschismus nicht auch den „Gedanke der Überwindung des Staates" hegen können. Es besteht aber kein konstitutives Verhältnis zwischen diesem Gedanken und dem Antifaschismus. Deshalb muss eine Kritik der Antifa, will sie denn ihren Gegenstand wirklich treffen, immer eine Kritik der Politik als Form staatlicher Vergesellschaftung und damit eine Kritik der Linken sein, deren notorisches Elend aus den Zeiten der Friedens- und Alternativbewegung in der Antifa nur ihre Fortsetzung findet.

Dennoch gibt es einen notwendigen Antifaschismus, im Sinne der kommunistischen Kritik, der allerdings grundlegend verschieden vom autonomen Antifaschismus ist. Die Shoa, die Katastrophe schlechthin, ist die antisemitische Vernichtungstat des deutschen Faschismus, die zwar im Kapital angelegt, aber weit darüber hinaus ging. Die negative Dialektik der Aufklärung, die sich damit verwirklichte, ist nicht nur angesichts der historisch singulären Mordmaschinerie eine Abscheulichkeit, sondern trifft auch die kommunistische Kritik in ihrem Innersten, der es bekanntlich um die Aufhebung der widersprüchlichen kapitalistischen Gesellschaft geht. Wenn diese Gesellschaft aber in ein geschlossenes volksgemeinschaftliches Mordkollektiv verwandelt wird, dass das Kapital samt seiner Widersprüchlichkeit als Klassengesellschaft negativ aufhebt, werden damit auch die grundlegenden Bedingungen der kommunistischen Emanzipation berührt.

Damit ergibt sich die Notwendigkeit, dass kommunistische Kritik nach Auschwitz immer antifaschistisch sein muss, ja der Antifaschismus die conditio sine qua non des Kommunismus ist. Es handelt sich dabei nicht einfach um eine pragmatische Parteiname für bürgerliche Zivilisation und vor allen Dingen für Israel, sondern um den Kampf für die Bedingung der Möglichkeit des Kommunismus, der gegen den Faschismus, der präventiven Konterrevolution, gerichtet ist und antideutsch sein muss. In keinem anderen Land außer Deutschland wurde der Antisemitismus ins Zentrum der Gesellschaftlichkeit gestellt und sich an die Errichtung der Hölle auf Erden gemacht. Die einzige Möglichkeit diesem Wahn ein vorläufiges Ende zu machen, wäre die Liquidierung des deutschen Staates gewesen, was aber bekanntlich nicht geschah. Für das postfaschistischen Deutschland kann es kein zurück zur zivilisatorischen Normalität geben, denn die epochale Vernichtungstat hat sich fest ins Gefüge der Nation eingebrannt, aus der es gekrochen ist. Gesellschaftlichkeit stellt sich heute bei den Deutschen durch Abgrenzung gegen alles her, was sie an ihr antisemitisches Mordwerk erinnert.

Antifaschismus, wie er hier festgehalten wurde, kann aber, erst recht in Deutschland, kein Anti-Nazi-Engagement der Antifa sein, was tatsächlich nichts anderes wäre, als sich „als eine Art von militantem Arm des sozialdemokratischen Antifaschismus" zu verhalten und sich letztlich auf die Anwesenheit bei lokalpatriotischen und nationalistischen Events beschränkt. Es handelt sich dabei um pseudo-praktische Aktivitäten, die Wirkmächtigkeit simulieren sollen, aber aufgrund des Selbstzweckes, zu dem sie geronnen sind, nur Sinnlosigkeit offenbaren. Noch schlimmer aber ist die Kollaboration mit dem deutschen NationalistInnenpack, die gar nicht ausbleiben kann. Antifaschistisch, in seiner angemessenen Radikalität, wäre der Kampf gegen Deutschland und seine Verbündeten, was lächerlich klingt, aber schlicht die Wahrheit ist. Solange sich kurzfristig kein Staatenbündnis findet, das diesen Kampf führt und dem Unterstützung zu leisten wäre, ist und bleibt die einzige Möglichkeit der radikale Umsturz hin zu einer klassen- und staatenlosen Gesellschaft.

Aber die Zeit läuft davon und die Barbarei wartet nicht. Jeder Schlag gegen die antisemitischen Terror-Rackets im Nahen Osten oder das Baath-Regime kann nur Aufschub sein und ist für sich betrachtet eine Sisyphusarbeit, die scheitern muss. Die Räume, die der Gegenaufklärung blutig abgekämpft werden, müssen für die radikale Aufklärung genutzt werden. Es ist so, dass sich die Zivilisation nur selbst vor der Barbarei beschützen kann. Würde es auf uns ankommen, dann könnten wir uns auch an den Umsturz machen. Deshalb kann unsere Aufgabe nur die Vorbereitung des kommenden Aufstandes sein.

felix

---

1 http://letzterhieb.blogsport.de/images/hype11.pdf

Als Erstes danke ich für Jörgs Erwiderung "Kritische Theorie oder affirmative Praxis"im 13. Hype. Ich musste berechtigterweise paar Ohrfeigen einstecken, aber es gab auch zum Teil lustige Unterstellungen und nicht so lustige, wo ich mich fragen musste, ob sie denn einfach böse sind (da kann ich nicht und will micht nicht beklagen) oder einfach dumm (was ich nicht hoffen will). Im Folgenden mehr dazu.

Ich bin zwar damit einverstanden, kein Wort mehr zur Zimmermannssekte zu verlieren und insgesamt zu all den Angebereien mit der Kritischen Theorie, die aus dem universitären Umfeld kommen, sei es von seiten der DozentInnen oder der StudentInnen. Auch die neueste (und inzwieschen ziemlich populäre) Auflage Dr. Zimmermanns – Dr. Jonas, bei allem Respekt, dürfte uns herzlich wenig interessieren. Wenn sie jedes Mal staunt, wieso Adorno / Horkheimer Kulturkritik mit den Reden über Produktionsmittel reimen, ist ihre Lese- und Deutungsweise wohl nicht die, die zu irgendwas außer einer Seminararbeit gut sein soll. Zur Rechtfertigung: hie und da gibt es noch vereinzelt naive Gestalten, die sich in den Seminaren die Frage stellen: "Was machen wir jetzt mit diesen Theoreien und mit dem ganzen Schlamassel?" Eine berechtigte Frage, die im Rahmen der Viel-osophieseminare an der Uni falsch wird. Nur wer sagt es denn diesen Gestalten? Sind ja aus der Sicht der hochnasigen Adornisten a priori doofe Studenten, doof, wie alle entstellten Gestalten in der Außenwelt...

Wenn mein Opponent die "sekundären Autoren" nicht interessant findet, wars wohl tatsächlich auch mein Fehler. Ich merkte aber recht spät, dass die für 19. Jahrhundert so typische Anthropologie und Auffassung über die Naturbeherrschung und die daraus erst abgeleitete Herrschaft Menschen über Menschen natürlich nicht nur für Adornismus ein theoretisches Fundemant abgibt, sondern für das ganze modernistische Projekt samt Marxismus und einigen anarchistischen Strömungen. Diese Kritik an den Grundlagen weiter zu entwicklen war mir nicht mehr möglich. Aber sei es so. Dass Jörg beneidenswerterweise die Wahrheit in letzter Instanz bereits gefunden hat und sich keine weitere Fragen stellt und keine Antworten sucht, ist natärlich seine Sach.[1]

Der Vorwurf mit dem May's Buch, das von der Uni gekauft wurde, irritiert mich ein wenig. Lieber Jörg, vom Glanz der journalistischen Recherche bin ich fast blind geworden, aber das Buch (und andere auch) hab ich selbst.[2] Wenn von der „Underdog-Perspektive“ die Rede ist, meine ich natürlich mich selbst, denn für jemand anders zu sprechen ist peinlich (stimme ich den so genannten Poststrukturalisten zu). Von DEM Proletariat zu sprechen und was es so alles tun sollte, um sich zu befreien, maße ich mir jedenfalls nicht an. Und ob Jörg mir das mit dem Underdog abkauft, ist sein Ding. Er muss es nicht, das wiederholt er schließlich oft genug. In einem hat er aber Recht: es ist kein Beweis für Richtigkeit oder sogar Berechtigung von irgendwas.

Die Sprache. Ja, ein leidiges Thema. Hier bin ich auch versucht zu sagen: „Autsch! Bitte nicht!“ Wenn ich mir vorstelle wie Rudolf Rocker statt Jiddisch zu lernen, die jüdischen ArbeiterInnen in London ohrfeigt und von ihnen fordert, sie sollen sich gefälligst anständiges Deutsch aneignen, wenn sie sich befreien wollen, muss ich schmunzeln... Bitte, verkauft mir weder die Höchstformen der bürgerlichen Kunst, noch die historisch geformte Sprache „der Dichter der Revolte“ (die ich schätze) oder Hegels / Adornos als DIE Kunst oder DIE Sprache schlechthin. Väterliches Schulterklopfen mit den Vorträgen über die Höchstformen der Kunst hilft weder mir, noch DEM Proletariat.

Mag sein, dass die Frage, inwiefern sich Lukacs mit Anarchismus verträgt, durchaus interessant sein kann. Da ich Lukacs nicht drauf habe, komme ich zur Frage später, wenn ich es nicht vergesse. Aber die ganzen „wenn“s, das sind Fragen, keine Antworten. Find ich gut so. Dass ich Theorie als Handlungsanleitung verstehe, ist eine Unterstellung. Und sicherlich, tut Reflexion Not. Nur neigen VertreterInnen der ideologiekritschen Strömung dazu, sich selber außerhalb dieser gesellschaftlichen Katastrophe zu sehen[3], eine Art Refugium, wo mensch mitten in Kapitalismus und Staatlichkeit ungestört reflektiert. Dass die Linke, als sie sich in die Freiräume begab (angenommen, sie wären frei), sich gleichzeitig aus allen anderen „Orten“ entfernte, dass es vielen einfach die Zeit zur Reflexion fehlt, dass mensch als KritikerIn selber inbegriff ist keine Luft mehr zu kriegen, dass Widerstand durchaus möglich ist[4], Mut ansteckt und selbständig abgetrotzte Verbesserun-

gen im Alltag nicht zwangsläufig „korrumpieren“ und „bestechen“... Worauf es mir ankommt, haben die Adornisten aus ihren Theorien schon längst eine politische Ethik gemacht. Die, der akzeptierten Unmöglichkeit der Praxis. Wenn sie sie nicht reflektieren wollen, ists ihr Privatgeschäft (da haben wir es wieder).

Von den halbreligiösen Metaphern eines letzten und richtigen Aufstands und einer auf das Heil ausgerichteten Geschichte lasse ich mich gerne mitreißen, und vermisse diese flammende Religiosität bei den meisten Linken[5]. Nur weiß ich, dass es Bilder sind, und bin zutiefst davon überzeugt, dass es mit dem angeblich richtigen Theoretisieren mitten im Falschen nicht so kommt, wie in Barselona 1936, wie Oxaca 2006, wie Athen 2008 oder Teheran 2009. Und möge mir mein strenger Kritiker die Worte im Mund nicht verdrehen, Rezepte für den Weltkommunismus nach der Art „wenn x - dann y“ kenne ich keine und bezweifle, dass es solche gibt. Gegenüber adornistischen Positionen, ist die Phrase „Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben [wird]. Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt” - geradezu ein Upgrade[6]. In diesem Sinne, der einzige Denker, der aus der Kritischen Theorie kommt (auch im wörtlichen Sinne), der mir lieb ist, ist Helmut Thielen. Ob mensch sich mit seinen Gedanken nicht vertraut macht, weil auch seine Bücher (welch eine Schande!) in der Uni-Bib zu finden sind, ist … hatten wir schon.

Was das Bewusstsein der Schoa angeht, ausblenden lässt die Katastrophe sich nicht. Dass sie wohl kein Rückfall in die Barbarei war, sondern ein durchaus modernistisches Projekt, entgeht manchen „Antideutschen“: manche pflegen wie Wunde so liebevoll, dass sie National-Sozialismus für eine eigenständige Gesellschaftsformation halten (isf, z.B). Und manch andere gehen gerne in Rachephantasien auf, nur um den Status Quo für normal und verteidigungswert erklären zu können.

Im ausgezeichneten Essay „Resignation“ wehrt Adorno die Vorwürfe des theorielastigen Dahinvegetierens ab, kritisiert den (explizit anarchistischen) Kult um Spontanität und DIY-Ethik und hält dem die Figur des kritisch Denkenden entgegen. Treffend ist, das offene Denken über sich hinaus weist und somit immer Widerstand und die Möglichkeit des Anderen ist. Soll der / die Denkende jedoch nicht wünschen, dass dieser Zustand aufhört? Soll er /sie nicht versuchen, über die Grenzen eigener unglücklichen, sich selbst bemitleidenden bürgerlichen Subjektivität hinauszugehen? Badet er / sie etwa vergnügt im Unglück, weil Adorno ihm oder ihr eine große Bedeutung (wenn nicht schon eine historische Mission) verspricht? Den Eindruck habe ich.

Es sieht so aus, für mich persönlich, als wäre Kritische Theorie Adornos nur eine ethische Beilage zur allgemein vorherrschenden instrumentellen Vernunft und keine Revolution.

Ndejra

---

1 Ich hoffe, das erklärt sich aus dem Altersunterschied und seinen erfahrungen, die ich nicht habe (und nicht daraus, was ich Adorniten vorwerfe). Folgendes Augekotzte geht in ähnliche Richtung: http://www.streifzuege.org/2009/ohne-kritische-theorie-schmeckts-besser . Das kann mensch sich bei Interesse antun, allerdings nur bis zum Punkt, wo der Autor seine "Imperativen" entwirft, da glaube ich ihm, dass die Kritische Theorie ihm eher geschadet hat.

2 Als ob das ein Argument für oder gegen irgendwas sein könnte! Hatte schon das Gefühl, mein Opponent versucht damit meine studentische Plattitüde zu überbieten.

3 Ideologie hätten sie natürlich auch keine. http://www.wildcat-www.de/zirkular/63/z63nebel.htm

4 Und wer mal an Harz 4 oder Sozialhilfe gerochen hat, der / die weiß es. Und dass gerade auch Foucault darauf hinweist, schlimmschlimm...

5 Dazu der erste Absatz aus Erich Mühsam: http://anarchismus.at/txt1/muehsam4.htm Der erste Absatz genügt.

6 Guess who? Marx / Engels.

Widder: Bewege Dich nicht vom Fleck. Der Tisch an dem Du sitzt hat nur drei Beine. Stehst Du auf, wirst Du das vierte Bein sein.

Zwilling: Der Druck der Gesellschaft lastet auf Dir. Trinke auch weiterhin Lambrusco. Er wird Dir schmecken

Steinbock: Leichter Erwartungsstress zerreißt Deine Nerven. Beruhige Dik mit Aquavit.

Waage: All the lonely people, where do they all come from? Halt Dich fern von Frankfurt Sossenheim.

Fisch: Dafür hast Du kein Talent. Kehre Sein leben ins unermessliche um.

Bremse: Fluorit härtet den Zahnschmelz und ist daher wichtig für die Zähne. Nur auf ärztliche Empfehlung einnehmen.

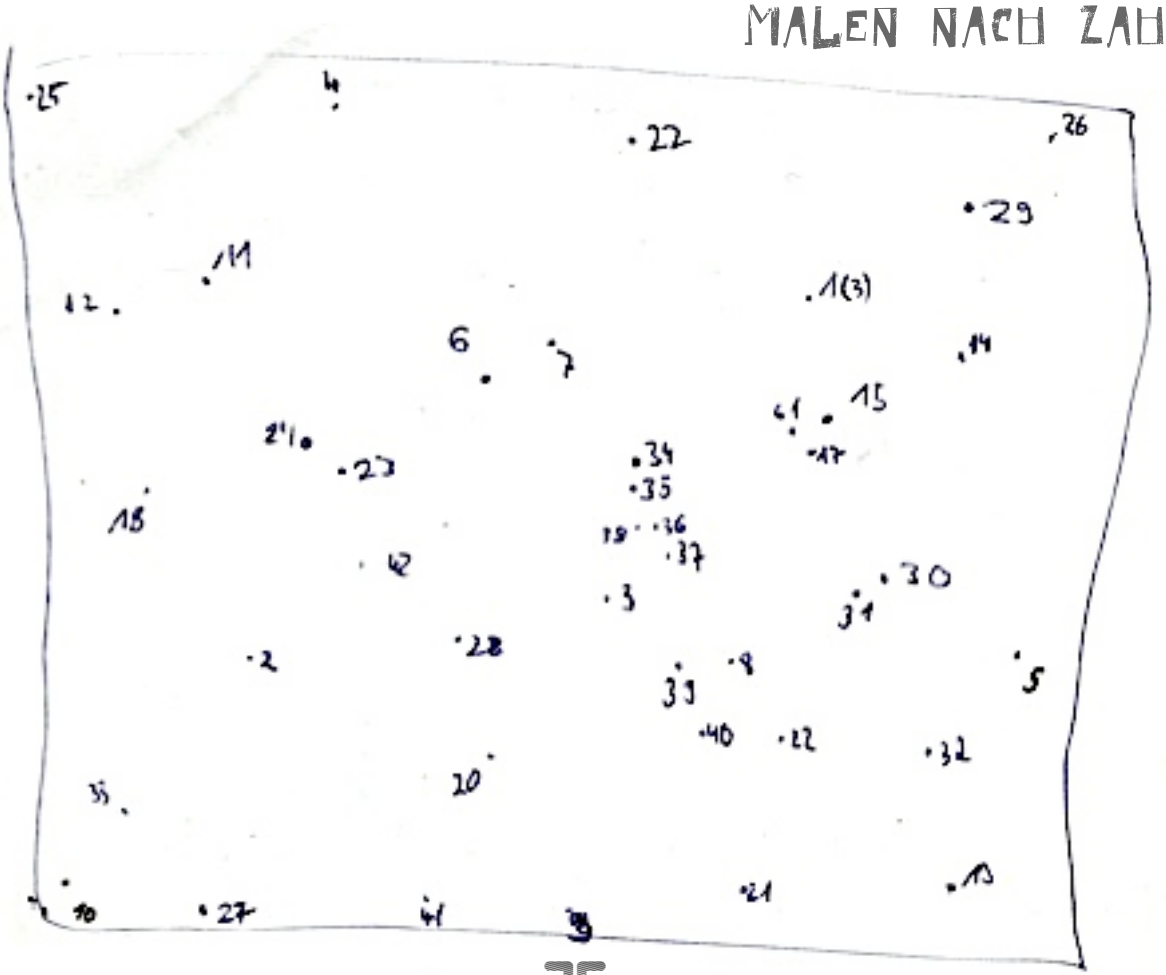
Wassermann: Blanché ist vor dem Rinderteufel selbstbewusst nieder Wasser haecckelen gegangen.

Stier: Verkleide Dich als leere Weinflasche und springe in den Altglascontainer. Es wird Dir gut tun Deine Seele mal wieder so richtig aufzufrischen.

Crustpunk: Tu was Du willst. Sei das ganze Gesetz. Das ist von Alister Crowley. Das ist irgend so ein Satanist.

Zivilpolizist: Ein Totenkopfring macht noch keinen Sommer. Ohrringe machen noch keine Revolution. Hast Du noch den Kassenzettel?

Krebs: Auch Bänker machen aus Dir keine Kassenangestellten. Trink weiter und putze Dir nicht die Zähne.

Trompetenkäfer: Wenn Schlonzo der geachtete nicht einmal Carmina Burana kennt, so brauchst auch Du nicht zu wissen, mit wem Du letzte Nacht geschlafen hast. Nicht.

MALEN NACH ZAHLEN